

1905. III. Jahrgang. — Heft 2. Februar.



Das Wesen der Religion.

(Schluß.)

Tritt eine Gotteswirkung ins Bewußtsein des Menschen, so pflegen wir solche Kundgebung „*Offenbarung*“ zu nennen. Wir kennen Offenbarung Gottes in der Natur, wie auch in der Geschichte der Völker und der einzelnen Menschen. Hier haben wir es aber zu tun mit derjenigen Offenbarung, wodurch all die andere überhaupt erst vernommen und verstanden wird: nämlich mit der Selbstbezeugung Gottes im Menschengeiste.

Es muß hier ein weitverbreiteter Irrtum zurückgewiesen werden, nämlich die Meinung, daß die Gotteswirkung die menschliche Tätigkeit begrenze, einschränke; was des Menschen Kraft und Wille bei irgend einer Handlung leiste, das sei nicht von Gott gewirkt, und was Gott dabei wirke, das sei nicht des Menschen Tun. — So würde es sich verhalten, wenn Gott und Mensch „koordinierte Faktoren“ wären, d. h. wenn sie *neben* einander wirkten. Wo zwei Tiere an einem Joche ziehen, wo zwei Träger eine Last tragen, da ist freilich die Leistung des einen durch die des andern begrenzt; je mehr der eine tut, desto weniger hat der andere zu tun. Doch des Menschen Kraft und Tätigkeit, wie auch sein ganzes Dasein steht *nicht neben* Gott, sondern ist *auf ihn gegründet*, vollzieht sich *durch* ihn. Nur hat der Mensch vermöge der schon erwähnten Willensfreiheit, die selber eine Gotteswirkung ist, die Möglichkeit, dem göttlichen Antriebe zu widerstreben. Dann geschieht sein Tun, sein Wollen zwar immer noch durch die Dasein und Kraft spendende Wirksamkeit Gottes; aber sie geht in einer widergöttlichen Richtung. Je mehr nun aber der Mensch Eifer und Tatkraft zum Guten entfaltet, desto mehr (nicht desto weniger!) kommt Gottes Kraft in ihm zur Wirksamkeit.

So macht also Gottes Aktivität den Menschengeist nicht etwa passiv, sondern gerade erst recht aktiv, und zwar nach jenen drei Beziehungen! Gegenüber der Einwirkung Gottes ist derselbe nicht etwa wie eine Saite, die durch Berührung mit

mechaniſcher Notwendigkeit zum Schwingen gebracht wird; auch nicht wie eine Ta worauf der Griffel oder Pinſel oder das Licht Bilder malt; auch nicht wie Bogen, der geſpannt und dann losgelaſſen wird. Vielmehr iſt's eigenes und wußtes Fühlen, was Gottes Berührung in unſerer Seele erregt; eigenes und wußtes Erkennen, womit er unſere Seele erleuchtet; eigenes und bewußtes Wolle wozu er die Spannkraft über uns bringt.

Iſt nun jedes Aufnehmen der Geiſteswirkung Gottes in dem Menſchengei Religion, ſo iſt dieſelbe ja auch zweifellos zugleich die reinſte, tiefſte, ſtärkſ Quelle von all unſerer geiſtigen Kraft (nämlich der geſunden, nicht i Tieriſche oder gar ins Teufliſche entarteten).

Wie ſtärkend und belebend dieſe Geiſtesquelle im Menſchenlebe werden kann, nicht weniger wunderbar als in der Körperwelt die größten Le ſtungen des oft aus weiter Ferne verborgen hergeleiteten elektriſchen Stromes: davo ahnen und wiſſen viele welterfahrene kenntnisreiche Menſchen gar nichts; und do ließe es ſich wohl ausprobieren. „Experiment", „praktiſcher Verſuch" — das iſt heu zutage die Loſung! Da wärs denn doch recht zeitgemäß, auch dieſe Erfahrung un Behauptung der gottbezogenen Menſchen recht allgemein durchs Experiment, natür lich durch ernſtgemeinten und ernſtbetriebenen Verſuch zu prüfen. Gan ſicher: Wer es ernſt und wahrhaft verſucht, wird auch die Wahrheit des alten Worte erfahren: „Nahet euch zu Gott, ſo nahet er ſich zu euch!" und des noc älteren: „Suchet mich, ſo werdet Ihr leben!" und die Zuſage beſtätigt finden „Er gibt den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden!" — Eröffne aber wird am unmittelbarſten der Geiſtesverkehr zwiſchen Gott und Menſch durc das naturgemäße Mittel des geiſtigen Verkehrs: durchs Wort, durch perſönlich Anrede, durch ſchlichtes Gebet!

Aber auch die im Gottesverkehr erfahrenſten und an religiöſem Leben reichſten Menſchen würden nicht wiſſen, wie rein d. h. wie vollkommen aus Gott und in Gott menſchliches Geiſtesleben ſein kann und ſein ſollte, wenn wir es nicht ſähen an dem Einen, der ſagen durfte: „Ich und der Vater ſind Eins" und zu Gott betend ſprach: „Ich in Dir und Du in mir."

Jeſu Chriſti ganzes Leben war vollkommene Religion! Das iſt geſchichtliche Tatſache. Erdichten aus Phantaſie, konſtruieren aus religiöſen und ſittlichen oder philoſophiſchen Gedanken konnte niemand ſolch ein Lebensbild und ſolch ein gottinniges Geiſtesleben. Wie die Phantaſien und Spekulationen der unreinen, wenngleich tief von ihm ergriffenen, chriſtlichen Gemüter ausſahen, das zeigt uns die gutgemeinte und doch ſo tief abfallende fromme Dichtung der apokryphiſchen Evangelien.

Das iſt auch mit enthalten in dem ſchlichten klaren und doch ſo unergründlich tiefen Worte des Apoſtels (2. Kor. 5): „Gott war in Chriſto." Das iſt nicht eine widernatürliche und ungeſchichtliche Behauptung, als wäre „der Menſch Jeſus Chriſtus" (1. Timoth. 2, 5) in ſeinem Erdenleben eine zauberhafte Verhüllung des unendlichen Gottes geweſen. Paulus wußte ebenſogut wie die Evangeliſten und alle Chriſten, daß Jeſus auf Erden nicht allgegenwärtig, nicht ewig

und entwicklungslos gewesen, daß er die Wunder von dem allmächtigen Gott erbat, daß es auch Dinge gab, die der Sohn nicht wußte, die der Vater seiner Macht vorbehalten hatte — er nennt ausdrücklich dieses Nichthaben des unendlichen Wesens Gottes mit dem Worte „Entäußerung“ (Phil. 2). Aber das ist ihm klar und gewiß und leuchtet auch uns noch aus den Zeugnissen der Evangelisten besonders des Johannes als sichere Wahrheit entgegen, daß Jesu ganzes Geistesleben völlig und ohne Rest: **Gottes Leben in der Menschheit** war — also **vollkommene Religion.**

Wie es nun in der ganzen Welt allem Lebendigen eigen ist, daß es wächst und sich ausbreitet, so gehört dies insonderheit auch zur Natur des Geisteslebens. Während alles andere Leben diesen Trieb unbewußt verwirklicht, tut es das Geistesleben mit Wissen und Willen. Ganz besonders aber liegt es in der ungetrübten Gottesliebe, daß sie sich ausbreite, auch anderem sich mitteile und hingebe. Weil nun Jesu Christi gesamtes inneres Leben nur Gottesleben war, so war es auch ein einziges volles Lieben, Selbsthingabe an andere.

Am Leben aber entzündet sich Leben. So ist denn auch tatsächlich Jesu Christi Menschenleben der allergrößte Lebensquell für die ganze Welt geworden, seine Liebe ein zündendes Zentralfeuer für die Menschheit. In seiner Nähe wurden die Herzen warm; an seinem Eifer wurden sie lebendig und stark; durch sein stetig klares Gotterkennen lernten sie Gott schauen und erkennen. Auf alle Gott suchenden Seelen hatte und hat er eine wunderbare Anziehungskraft und eine beherrschende Macht über sie. „Herr, wohin sollten wir gehen! Du hast Worte des ewigen Lebens!“ — Und wie bei ihm im großen und vollkommenen, so ists auch überall, wenigstens in geringem Maße und unvollkommenerweise zu sehen: Wahre Religion eines Menschen wirkt auch Religion in anderen.

Ein höchst beachtenswertes Zeugnis dafür, wie an seinem religiösen Leben sich das religiöse Leben seiner Jünger entzündete, wie zunächst das Verlangen danach in ihnen reger und klarer wurde, und wie es dann gepflegt und genährt und gestärkt wurde, haben wir in dem Bericht Lucä 11. Es betrifft die unmittelbarste Kundgebung des religiösen Lebens, die auch zugleich die natürlichste und unmittelbarste Kraftquelle desselben ist: das Gebet. Die Jünger waren zugegen bei seinem Gebet. Da hatten sie den Eindruck einer wahren Verbindung zwischen ihm und Gott, gleichsam als stiege sein Gebet auf in den offenen Himmel, während ihr Gebet immer wieder niederfiel wie eine flügellahme Taube. Daher ihre Bitte: „Herr, lehre auch uns beten.“ Und der Herr gibt ihnen zum anderen Male dasselbe Gebet, welches er schon in der Bergpredigt, sozusagen als das Normalgebet für alle Tage und für alle Lebenslagen gegeben hatte.

Leider aber wird gerade an diesem Gebet so viel gesündigt, nämlich von allen denen, die es nur als „Pater noster“, d. h. als unverstandene Gebetsformel brauchen und also doch wiederum „plappern wie die Heiden.“ — Aber auch die genaueste Beachtung von seinem Inhalte, von der Vielheit und Weite seiner Beziehungen hilft uns noch nicht zu dem vollen Segen, den der Herr uns darin geben will. Ja, es kann uns sogar durch die Fülle der richtigen und wichtigen Gedanken

und Vorstellungen, die wir aus den Erklärungen und Betrachtungen der einzelnen sieben Bitten gewonnen haben, der Gebrauch des Vater-Unsers recht erschwert werden, so daß ein ernster gewissenhafter Christ sich wohl gar bedrückt dabei fühlt, weil es selbst bei der größten Anstrengung ihm kaum möglich ist, während des Sprechens oder Hörens (so langsam und andächtig etwa auch gebetet wird) den ganzen Reichtum seines Inhalts auch nur im Fluge mit Bewußtsein zu überdenken!

Dagegen gibts nur eine Hilfe! Wir dürfen uns das Vater-Unser nicht zersplittern lassen in einzelne Bitten. Wir müssen sie alle zusammen als ein einziges großes Anliegen verstehen und fühlen. Sie alle sind ja in der Tat nur der siebenfältige Ausdruck von dem einen Verlangen, welches normalerweise alle Tage und in allen Lebenslagen die Seele erfüllt und beherrscht: das ist das Verlangen nach vollkommener Gottesgemeinschaft.

Ist unsere Seele auf diesen Ton gestimmt und wird diese Richtung von Anfang bis zu Ende nur einfach festgehalten, dann — o daß man es nur probieren wollte! — dann gewährt dies wunderbare Meisterwerk unseres verständnisvollen Seelenführers dem Schwachen wie dem Starken, dem Erfahrungsreichen wie dem Unmündigen jedesmal eine ganz fühlbare Erhebung und Belebung, bewirkt uns gerade das, was wir begehren und weß wir bedürfen: Gottesgemeinschaft!

Durch die erste Hälfte des Vater-Unsers geht der Ruf: Gib — gib — gib uns deine völlige Gemeinschaft! Durch die zweite Hälfte hindurch klingts: Nimm weg — nimm weg — nimm weg alles, was uns von dir scheidet! Wer zu dem Vater im Himmel betet, der hat schon Gemeinschaft mit ihm; aber daß sie völlig werde, bleibt ihm immer noch zu wünschen und zu bitten.

Viel zu wenig beachtet und doch ganz deutlich ist nun die Beziehung der drei ersten Bitten auf die drei Geistestätigkeiten des Menschen. Daß der Menschengeist ganz in Gott lebe und Gottes Leben in sich habe, dazu gehört eben dreierlei: 1. Daß er Ihn erkenne, stetig und überall, in großen und kleinen Dingen, „so im herbstlichen Rauschen der Blätter wie im Schlachtendonnerwetter"; daß seine gesamte Offenbarung im geschriebenen Wort der heiligen Schrift (worauf Luther im kleinen Katechismus sonderlich hinweist) wie auch in der ganzen Welt, in beständiger heiliger Ehrfurcht von uns beachtet und erkannt werde — das heißt: „Gottes Name wird geheiligt." (Denn der „Name Gottes" ist nach biblischem Sprachgebrauch: sein geoffenbartes Wesen. Daß wir aber auch „heilig als die Kinder Gottes danach leben": diese naturgemäße Folge der Gotteserkenntnis und des stetigen Gottesbewußtseins gehört, streng genommen, zur dritten Bitte). — 2. Daß sein Reich, richtiger und deutlicher noch zu sagen: daß sein Königreich bei uns verwirklicht werde, d. h. daß wir uns völlig in seiner vertrauten, liebreichen, friedevollen Gemeinschaft fühlen möchten: so ist in der zweiten Bitte dieselbige Gottessehnsucht ausgedrückt. — 3. Daß auch unser Wille ganz übereinstimme, ganz eins sei mit Gottes Willen in allem, was wir zu tun und auch zu leiden haben, das ist der Sinn der dritten Bitte.

Daß keine Schuld bisheriger Sünde uns von ihm trenne, auch keinerlei Anlaß zu neuer Sünde uns von ihm wieder losreiße, und daß doch endlich auch die

irdische Unvollkommenheit, alle Übel, die unsere Seligkeit hienieden hindern, möchten überwunden werden: das bleibt uns ja sicherlich bis ans Ende zu ersehnen und zu bitten!

Nun aber das Mittelglied zwischen beiden Teilen! Zerreißt nicht die Bitte ums tägliche Brot den ganzen Zusammenhang? Geht sie nicht von solcher Geistessehnsucht hinüber auf ein ganz anderes, fremdartiges Gebiet?! Nein. Schon der Charakter einer an Gott gerichteten Bitte schließt das aus. Die Worte lauten ja nicht: Ich wünsche mir mein täglich Brot. Solche Rede würde freilich den Zusammenhang zerreißen, weil darin die Seele nicht auf Gott, also ihr Verlangen auch nicht auf seine Gemeinschaft gerichtet wäre. Der eigentlichste, tiefste Sinn dieser vierten Bitte wird von Luther ganz klar und richtig aufgezeigt in den Worten seiner Erklärung: Wir bitten, „daß er es uns erkennen lasse und wir mit Danksagung empfangen unser täglich Brot.“ Er will uns ja auch nicht begehrlich, sondern recht dankbar gegen den reichen, gütigen Geber machen durch seine ausführliche (und so vortrefflich logisch und harmonisch geordnete) Aufzählung all der Lebensgüter und -Bedürfnisse. Wer in allen Dingen, die wir haben und derer wir bedürfen, Gaben Gottes erkennt, dem dient ja auch die ganze sichtbare Welt, insbesondere auch seine eigene kleine Welt um ihn her, zu stetiger Belebung seines Gottesbewußtseins, seiner Gottesgemeinschaft! Darum wäre wohl anzuraten, daß wir zur Förderung des Verständnisses und des rechten Gebrauchs dieser Bitte das kleine Wort „gib“ recht betonen und hervorheben.

Bekanntlich hat vor kurzem ein gelehrter Kirchenhistoriker versucht, den ursprünglichen Wortlaut des Vater-Unser festzustellen. Aus dem Befunde der Handschriften und anderweiten Vergleichungen soll sich ergeben, daß es bei Lucas (Kap. 11.) ursprünglich statt der drei ersten Bitten nur gelautet: „Dein heiliger Geist komme und heilige uns.“ Da nun aber eine absichtliche Weglassung und eine bewußte Änderung überlieferter Bitten nicht wahrscheinlich sei, so müsse man annehmen, daß Christus die ersten drei Bitten überhaupt nicht gegeben habe, wenngleich sie ganz nach seinem Sinne sind. Dieselben seien erst später im gottesdienstlichen Gebrauche hinzugekommen. Demnach habe das Gebet ursprünglich gleich mit der Bitte begonnen: „Das Brot für den kommenden Tag gib uns heute!“ Das sei ja auch eine „schlechthin notwendige Bitte“, auch nicht so erhaben, daß man eines besonderen Aufschwungs“ dazu bedürfte. — Gewiß ist diese Bitte dem natürlichen Menschen sehr naheliegend. Aber Christi und seiner rechten Jünger erstes und höchstes Anliegen ist eben ein anderes. Den „Namen“ (d. i. „das erkennbare Wesen“) Gottes der Menschheit kund zu tun, Sein „Königreich“ in die Welt zu bringen, Seinen Willen zu verwirklichen: das war Jesu Christi höchstes Verlangen. Das zeigt sein Gebet Joh. 17 aufs klarste. Und eben dasselbe ist normalerweise auch Wunsch der Seinen, nach dem Worte: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!

So wird durch Christi Leben, durch sein eigenes Gebet, wie durch seine Mahnung an die Reichsgenossen diese Vermutung aufs gründlichste widerlegt. Dabei ist aber auch trotz aller Gelehrsamkeit im einzelnen die ganze Beweisführung

hinfällig und wertlos, weil dabei übersehen wird, wie viel natürlicher es doch ist, daß ein Berichterstatter auch wichtige Worte seines Helden nur unvollständig kennt und wiedergibt, als daß geistig soviel tieferstehende Epigonen (abhängige Menschen) zu einem Worte ihres Führers gerade die Hauptsache und zwar eine erhabene, in sich geschlossene Hauptsache selber noch auffinden und hinzufügen.

Zu einem Hilferuf an die Götter, ja auch zu einem ernstlichen Ruf an den einen lebendigen Gott kann wohl mancherlei Anlaß den Menschen treiben, ohne daß er dabei Gott selber sucht. Seine Hilfe begehrt er, ihn selber nicht. Wer aber das Vater-Unser ernstlich betet, der hat schon ein Gottesleben in sich und begehrt dasselbe immer völliger in sich zu haben. Sein Beten ist Wachstum in der Religion. Und das ist doch die wichtigste Angelegenheit für das ganze Menschenleben. Darum sagt auch Christus: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes", und zu dieser Mahnung stimmt das Hifsmittel, welches er uns im Vater-Unser zu beständigem Gebrauch gegeben hat.

Höheres und Wichtigeres hatte und kannte er auch selber in seinem Leben nicht, als Gott, den wahrhaftigen Gott allzeit zu erkennen, in seiner Liebe zu leben, seinen Willen zu tun, d. i. zu vollenden sein Werk.

Eins aber ist im Vater-Unser, was nur für uns Bedeutung hat, was nicht aus Jesu eigenem Geistesleben stammt, die fünfte Bitte: „Vergib uns unsere Schuld." Hier kommt ein Moment in unserm religiösen Leben in betracht, welches in dem seinen nicht war. Hier bedürfen wir etwas, dessen er nicht bedurfte: das Bereuen eigener Sünde, und erleben etwas, das er selbst nie erlebt hat: Die Vergebung eigener Sünde.

Die Religion der Sünder (d. h. unsere Religion) muß immer zugleich Buße sein. Darum lautet auch Jesu Christi erster Aufruf an die Menschheit: „Tut Buße"! d. i. „ändert euren Sinn!" Der äußerliche Formalismus der Juden und ebenfalls der römischen Kirche versteht und übt die Buße als äußerlich sichtbares Werk. Luther aber sagt gleich im Anfang seiner reformatorischen Thesen sehr ernst und treffend, daß Christus damit verlange, das ganze Leben des Christen solle Buße sein. — Wenn die tägliche Buße fehlt, dann bleibt das religiöse Leben unrein und krank. Erkenntnis Gottes allein hilft nichts — das sehen wir an den Schriftgelehrten; strenger Lebenswandel hilft allein auch nichts — das sehen wir an den Pharisäern. Ohne Erkenntnis der eigenen Unwürdigkeit, der eigenen Sünde und Sündhaftigkeit, die in „Gedanken, Worten und Werken" heraustritt, ohne schmerzliche Selstverurteilung, ohne demütiges Verlangen nach freigeschenkter Tilgung der eigenen Schuld (wovon die größere Hälfte zumeist nicht in Taten, sondern in Versäumnis besteht!), ohne ausdrückliche „Sinnesänderung" (das ist: Umwenden der Lebensrichtung!), also ohne „Buße" gibt es ja selbstverständlich keinen gründlichen Umschwung, keinen Anbruch eines neuen, gottgeeinten Lebens.

Was aber der Buße hinderlich ist, das ist der Trotz, das starre Behaupten der eigenen Würdigkeit uud Rechtschaffenheit im Bewußtsein. Gerade dies aber ist auch eine Form der Selbstsucht und zwar gehört dieselbe zu der letzten,

tiefſten, feinſten, geiſtigſten Art der Selbſtſucht, die bekanntlich in vierfach verſchiedener Weiſe auftritt, als Genußſucht, als Habſucht, als Herrſchſucht und als Ehrſucht.

Natürlich iſt nun die geiſtigſte Art dieſes widergöttlichen Triebes, die Ehrſucht, auch das allerſchwerſte und ſtärkſte Hindernis der Religion. Darauf weiſt uns auch jenes tiefwahre und viel zu wenig beachtete Wort Chriſti hin: „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmet.“ Wer darauf gerichtet iſt, ſich ſelbſt zur Geltung zu bringen, dem iſt in der Tat Selbſthingabe etwas ganz Fremdes.

So viel haben übrigens die alten griechiſchen Weiſen auch ſchon erkannt, daß trotziges Selbſtgefühl — ſie nennen es „Hybris“ — der gerade Gegenſatz zur Frömmigkeit oder zur Religion iſt und darum auch ganz beſonders eine göttliche Gegenwirkung herausfordert. Die Dichter haben das in erſchütternden Beiſpielen an ihren tragiſchen Helden dargeſtellt; aber auch im wirklichen und gewöhnlichen Menſchenleben herrſcht dieſelbe „Hybris“ — nur zumeiſt in der kläglichen Form der Selbſtzufriedenheit und erkennbar an der ſo landläufigen Empfindlichkeit. Nun, ob erhaben und bewundert, oder kleinlich und verächtlich — Selbſtüberhebung iſt und bleibt der größte Widerſacher der Religion.

Es iſt ganz erſtaunlich, wie blind die Selbſtliebe den Menſchen machen kann! Auch ſolche Menſchen, die ſonſt gar nicht beſchränkt ſind, ſondern recht klare Erkenntnis und ſcharfes Urteil auch in geiſtigen Dingen haben, ſind oft über ſich und ihre eigenen großen und kleinen Fehler ganz blind. — Religion hingegen ſchärft den Blick der Selbſterkenntnis und zwar ſo ſehr, daß man auch bei ernſteſter und ſtrengſter Selbſterziehung doch niemals mit ſich ſelbſt zufrieden wird. Denn je reiner der Charakter wird, deſto ſchärfer wird auch das Auge zur Selbſtprüfung. Gerade die reinſten und gottesfürchtigſten Menſchen merken am ſchmerzlichſten die Schäden ihres inneren Lebens.

— Und daß Jeſus Chriſtus, der doch zweifellos an Reinheit des Herzens, an Güte und Stärke des Willens, an Klarheit und Stetigkeit des Gottesbewußtſeins alle andern unendlich überragte, daß er ſich keiner Sünde, keines Mangels ſeiner Gottesgemeinſchaft bewußt war, das iſt das allerſicherſte Zeichen ſeiner tatſächlichen völligen Sündloſigkeit. —

Dem oberflächlichen Menſchen unverſtändlich, aber eine tiefwahre Erfahrung iſt es, die Johannes Heermann in den Worten ausſpricht:

Das iſt mein Schmerz, das kränket mich,
Daß ich nicht genug kann lieben dich,
Wie ich dich lieben wollte.
Ich werd von Tag zu Tag entzündt,
Je mehr ich lieb, je mehr ich find,
Daß ich dich lieben ſollte.

So kann denn auch die Buße, ohne welche wahre Religion im Menſchen nicht zum Durchbruch kommt, nicht zur Herrſchaft gelangt, ſo kann ſie denn auch niemals fortfallen aus der Religion der ſündigen Menſchen! — Das iſt nun freilich eine betrübende Tatſache und iſt vielen ſo widerwärtig, daß ſie ſich

lieber mit einer unächten, innerlich unwahren Religion begnügen oder auch ganz davon loszukommen versuchen. Aber der betrübenden Tatsache steht auch ein gar erhebender Ausgleich zur Seite, ein inneres Erlebnis, in welchem die Religion der Sünder, also unsere Religion, zugleich ihre höchste Höhe, ihr Köstlichstes erreicht. Das ist das persönliche Erlebnis der Gnade, der Sündenvergebung.

Viele Christen wissen es gar nicht, wie friedevoll, wie dankbar, wie fröhlich das Menschenherz dadurch wird, wenn es bei aller niederbeugenden Selbsterkenntnis doch zugleich die Gewißheit gewinnt: Gott, der heilige große Gott, vergibt mir alle meine Schuld! — Die Meisten vergeben sich einfach selber ihre Schuld, indem sie dieselbe möglichst leicht nehmen. Das ist dann aber eine Schädigung, eine Abstumpfung unseres sittlichen Wesens. Wer die sittliche Norm klar in seinem Gewissen fühlt, der merkt auch, daß die Selbstvergebung nicht vorwärts, sondern rückwärts bringt.

Hier ist die wunderbare und doch ganz schlichte Lösung für die scheinbar unüberwindliche Schwierigkeit einer sittlichen Erneuerung des Menschen. Um einen sittlichen Aufschwung zu nehmen und um in der sittlichen Selbsterziehung auszuharren, dazu bedarf es doch ohne Zweifel des Mutes; aber andererseits bedarf es dazu ebenso gewiß auch der rechten Selbsterkenntnis und -beurteilung — und die kann beim sündigen Menschen nichts anderes sein als Verurteilung und Erkenntnis der eigenen Ohnmacht. Wie kann man dabei aber mutig sein?! Je schärfer und klarer die Selbsterkenntnis und das Urteil: desto geringer der Mut und die Tatkraft! und je größer das Selbstvertrauen: desto stumpfer das sittliche Bewußtsein!

Was nun die edelsten Philosophen alter und neuer Zeit, die eifrigsten und scharfsinnigsten, auf eine Formel zu bringen nicht vermocht haben: Das wird in der Religion erlebt, nämlich da, wo sie zu ihrer höchsten Stufe aufsteigt — in der Erfahrung der vergebenden und erneuenden Gnade! Davon haben freilich weder die alten Stoiker noch Immanuel Kant etwas erlebt und darum geht auch ihr ethisches System daran vorüber. Hingegen der Beter des großen Bußpsalmes (51.) weiß schon etwas von dieser „Wahrheit, die im Verborgenen liegt", von dieser „heimlichen Weisheit" Gottes, daß seine Gnadenkraft den in tiefster Sündenerkenntnis zerknirschten Geist erneut und fröhlich und freudig macht. Und diese damals noch vereinzelte und so zu sagen nur aufdämmernde religiöse Erfahrung ist durch Jesum Christum klares und volles und wohlbegründetes Gemeingut aller derer geworden, die mühselig und beladen zu ihm kommen und von ihm lernen sanftmütig sein und von Herzen demütig.

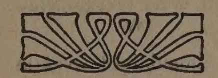
Gott sei Dank, daß wir es nicht allein mit einem sittlichen Gesetz, mit einer unpersönlichen Weltordnung zu tun haben, sondern ganz persönlich mit einem allmächtigen und erhabenen Herrn über alles, der uns ohne all unser Verdienst und Würdigkeit doch immer wieder reinigen und erneuen und kräftigen will! Ist es schon zwischen Menschen ein ganz ander Ding, wenn ein begangenes Unrecht oder ein Zwiespalt durch ausgesprochene Vergebung, durch ausdrückliche Versöhnung aus der Welt geschafft wird, als wenn es nur so stillschweigends verjährt; pflegt schon im

menschlichen Verkehr durch eine wirkliche Versöhnung der frühere Schaden geradezu in Lebensglück verwandelt zu werden, indem aus der Lauheit dankbare innige Liebe, aus einer bedrückten Gemütsverfassung Herzensfröhlichkeit wird: so kann der Mensch in seinem Verhältnis zu dem lebendigen Gotte in noch viel höherem Grade eine Umwandlung seines innern Zustandes erfahren, die ihm vorkommt wie ein neues Leben. Das ist im höchsten Sinne: Religion, freilich Religion der Sünder, die aber durch Christum zur Kindschaft Gottes gebracht schon dankbar jubeln dürfen:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.
Das zähl ich zu dem Wunderbaren. —
Ein stolzes Herz hats nie begehrt —
Nun weiß ich das und bin erfreut,
Und rühme die Barmherzigkeit!

Ich hatte nichts als Zorn verdienet,
Und soll bei Gott in Gnaden sein!
Gott hat mich mit ihm selbst versühnet,
Und macht durchs Blut des Sohns mich rein.
Wo kam dies her? Warum geschichts?
Erbarmung ists und weiter nichts!

D. Bertling.



Glauben und Wissen nach Hebr. 11, 1.

Es gibt wenige neutestamentliche Stellen von so zeitgemäßer Bedeutung und derart apologetischem Wert wie diesen Spruch, den wir bereits als Kinder lernten. Denn er hilft mit zur Lösung des schwierigsten Problems, mit dem die Gegenwart ringt, und der wichtigsten Aufgabe, die unserm Geschlechte gestellt ist: der schiedlich-friedlichen Ausgleichung von Glauben und Wissen, Religion und Wissenschaft.

Danach verlangen die vielen gebildeten Christen, welche mit der modernen Wissenschaft Bekanntschaft gemacht haben auf den höheren Schulen, die sie besuchten, und ohne Unterlaß Bekanntschaft machen in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern, die sie lesen, oder in Personen, mit denen sie Umgang haben. Und nach ihr seufzen alle christlichen Volksfreunde, weil sie wissen, daß die Vernachlässigung von Bibel, häuslicher Andacht und öffentlichem Gottesdienst in den Kreisen der Gelehrten, der Beamten, der Kaufleute und des Handwerkerstandes und das Mißtrauen und die Feindseligkeit gegen Kirche und Christentum in den Arbeiterschichten vor allem ihren Grund haben in dem Vorurteile, Wissen und Glauben seien unvereinbar, weil sich gegenseitig ausschließende Gegensätze.

Freilich fehlt es an Ausgleichsversuchen nicht. Von Philosophen und Theologen sind sie unternommen und angeboten worden. Aber keinen gibt es, welcher sich der allgemeinen Zustimmung erfreute, und manchen, welcher unannehmbar ist, weil er die Preisgabe oder doch Hintansetzung dessen zumutet, was dem religiösen Glauben das Wichtigste und Teuerste ist.

Sieht man genauer zu, so wird man finden, daß der Hauptgrund der Mangel an scharfer Grenzregulierung ist. Diese aber ist nur dann möglich, wenn das

Wesen des religiösen Glaubens einerseits und des Wissens auf der andern Seite klar erkannt und fest bestimmt ist. Und eben hierzu kann Hebr. 11, 1 verhelfen.

Luther hat diesen Vers bekanntlich so verdeutscht: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“ In wörtlicher Übersetzung lautet der Spruch: Es ist aber der Glaube eine feste Zuversicht, ein unbedingtes Vertrauen in Beziehung auf solches, das noch gehofft wird, und eine Überführung, ein Überführtsein von Dingen, welche nicht gesehen werden.

Dabei kann der Verfasser des Hebräerbriefes nur an den religiösen Glauben gedacht haben. Das lehrt aufs deutlichste der Zusammenhang. Denn vorher (Kap. 10, 38 u. 39) ist von demjenigen Glauben die Rede, aus welchem man lebt, welcher das Wohlgefallen Gottes erwirbt, durch welchen die Seele gerettet wird. Nachher aber werden alttestamentliche Helden des religiösen Glaubens genannt und vorgehalten, und in Vers 6 des 11. Kapitels wird von demselben Glauben gesagt, daß er unbedingt erforderlich sei, um Gott wohlzugefallen, mit ihm in Gemeinschaft zu treten.

Noch ein anderes, nicht Unwichtiges lernt man aus dem Zusammenhang, in welchem unser Spruch steht. Der Verfasser hatte nicht die Absicht, eine Erklärung des religiösen Glaubens zu geben, sondern er wollte Angefochtene und solche, die in Gefahr standen, den christlichen Glauben gering zu achten und preiszugeben, zum Festhalten am Glauben ermuntern, nach 11, 32—39 durch den Hinweis auf den verheißenen Lohn. Zu diesem Zwecke führt er aus: Wenn die Glaubenstreue auch gegenwärtig Kampf und Leiden, Schmähung und Spott, Verlust irdischer Güter bringt, werfet trotzdem die freudige Zuversicht nicht weg, welche einen großen Lohn hat, und habet Ausdauer, Geduld, um durch Erfüllung des Willens Gottes die Verheißung davonzutragen. Denn das ist ja die Art des Glaubens, das gehört zu seinem Wesen, daß er auf die Zukunft gerichtet ist und sich unbedingt verläßt auf das, was für die Zukunft verheißen ist (erste Hälfte unsers Spruches).

Aber indem der Verfasser auf diese wesentliche Eigentümlichkeit des religiösen Glaubens ermunternd und um den Lesern seines Briefes Mut zu machen hinweist, wird er in der Erfassung und Ergründung des Glaubens weiter geführt und fügt ergänzend (daher weder „oder“ noch „und“) hinzu: Der Glaube ist ein Überzeugtsein von dem, das nicht gesehen wird, das unsichtbar und nicht wahrnehmbar ist. Und durch dieses zweite Glied in Verbindung mit dem ersten gibt er tatsächlich eine Erklärung des religiösen Glaubens, die an Vollständigkeit und Tiefe nichts vermissen läßt. Denn er gibt voll befriedigenden Aufschluß über Form, Gegenstand und Grund des religiösen Glaubens.

Des werden wir inne werden, wenn wir, wie es ja nahe liegt, den religiösen Glauben vergleichen mit dem Verstandes- oder intellektuellen Glauben, mit dem er gar häufig verwechselt wird, und mit dem Wissen, das ihm nach vieler Meinung durchaus widersprechen soll.

Seiner Form nach ist der religiöse Glaube, so belehrt uns Hebr. 11, 1, eine feste Überzeugung, eine Gewißheit. Dies hat er mit dem Wissen ge-

meinsam, welches sich auf Beobachtung und Erfahrung oder auf Beweise gründet; und dies unterscheidet ihn vom intellektuellen Glauben.

Dieser ist immer mit Ungewißheit verbunden, weil er nach unvollständigen Gründen urteilt und es deshalb in jedem Falle nur bis zur Wahrscheinlichkeit bringen kann. Er ist ein bloßes Fürwahrhalten, ein Vermuten. In diesem Sinne und Maße glauben noch immer manche Leute, daß das Wetter während eines Jahres so sein werde, wie es der hundertjährige Kalender angibt. Oder wir glauben, der folgende Tag werde Regen bringen, weil das Barometer am vorhergehenden gesunken ist (aber an jenem Tage kann es auch Wind oder Sturm geben, oder der Barometerstand kann sich während der Nacht plötzlich verändern). Oder jemand glaubt, daß er einen Freund, mit welchem er sich verabredet hat, zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Orte treffen werde (aber es gibt der Gründe genug, weshalb der Freund sein Versprechen nicht wird halten können). Oder „der Arzt glaubt aus den Symptomen (Anzeichen) die Krankheit erraten zu haben, und auf diesen Glauben hin muß er handeln. Er urteilt aber hier nur aus unvollständigen Gründen; denn vollständig wird die Sache erst klar durch den Tod und die Sektion. Ebenso ruht der Glaube des Historikers bei Konstatierung (Feststellung) vergangener Tatsachen häufig auf Wahrscheinlichkeiten über die Giltigkeit der Zeugenaussagen. Was dort die Symptome bezeugen, das bezeugen hier hinterbliebene Dokumente, mögen sie nun sein, welcher Art sie wollen.“

Gewiß, es gibt bei diesen Äußerungen des intellektuellen Glaubens viele und große Unterschiede, je nach der Zahl und dem Gewichte der bekannten und der unbekannten Gründe. Aber in keinem Falle kommt es bis zur Gewißheit und deshalb auch nicht bis zu einer vollen und festen, unerschütterlichen Überzeugung, nach welcher man sein ganzes Verhalten und Leben richten, für welche man unter Umständen alles andere, selbst das Leben hingeben möchte. Eine solche Überzeugung aber ist sowohl das Wissen als auch der religiöse Glaube; sonst gäbe es keine Märtyrer der Wissenschaft und der Religion.

Der Gegenstand, das Objekt, des religiösen Glaubens ist das, was gehofft und was nicht gesehen wird, d. h. was in der Zukunft nach dem irdischen Leben liegt und der sinnlichen Wahrnehmung unzugänglich ist, z. B. die himmlische Seligkeit, das ewige Leben, der seinem Wesen nach unsichtbare Gott.

Dadurch unterscheidet sich der religiöse Glaube vom Wissen und von dem intellektuellen Glauben. Denn diese beiden beziehen sich lediglich auf das Sichtbare, auf die Welt, auf die Summe aller Erscheinungen im Raum und auf ihre Geschichte in der Zeit. Darunter ist auch viel Verborgenes, aber nichts von der Art, daß es seinem Wesen nach für den Menschen verborgen ist, sondern nur solches, dessen Verborgenheit bloß durch die noch unvollkommene Erfahrung des Menschen bedingt ist, das also noch nicht erkannt ist, gewußt wird.

Und da macht es wieder einen großen Unterschied, ob dieses Verborgene solches ist, das von der sichtbaren Welt überhaupt noch nicht wahrgenommen und wissenschaftlich festgestellt ist, oder bloß solches, das nur von einer gewissen

Anzahl von Menschen noch nicht gewußt wird.[1]) Jenes ist das noch unerforschte Gebiet der Wissenschaft — ein außerordentlich großes Gebiet nach dem Zugeständnis aller Forscher. Zu ihm gehören z. B. der größte Teil der Himmelskörper und des Lebens im Meere und des Erdinneren; die noch nicht erreichten Pole der Erde; die Erklärung der meisten Erscheinungen in der Tier- und Pflanzenwelt aus mathematischen Naturgesetzen; das Rätsel des Lebens; das Geheimnis des Zusammenseins und Aufeinanderwirkens des Geistigen und des Materiellen; die Auffindung der letzten natürlichen Ursachen alles Weltgeschehens, welche nach einem unveränderlichen Gesetze wirken, also zu jeder Zeit unter denselben Verhältnissen dieselbe Wirkung hervorbringen müssen.

Von diesem unbekannten Gebiete des Wissens werden erklärlicher Weise diejenigen Teile am längsten verborgen bleiben, deren Erforschung bis in die entferntesten Zeiten zurückgreifen muß, sowie diejenigen, bei deren Erkenntnis es sich um die letzten Ursachen handelt, endlich diejenigen, bei denen das seinem Wesen nach unsichtbare Geistige mit in Frage kommt. Aber es bleibt die zuversichtliche Hoffnung, daß es dem rastlos forschenden menschlichen Geiste und der vereinten Bemühung vieler auf allen Gebieten der Wissenschaft am Ende doch gelingen werde, die letzten natürlichen Ursachen alles Weltgeschehens kennen zu lernen und festzustellen. Und der religiöse Glaube hat nicht das geringste Interesse daran, dies zu bezweifeln und dem Bemühen Schwierigkeiten zu bereiten; denn das Objekt, welchem es gilt, ist gar nicht seine Welt. Zudem ist ihm ja unumstößlich gewiß, daß die sichtbare Welt von Gott geschaffen ist (vergl. auch Hebr. 11, 3), und deshalb ebenso gewiß, bei dem Auffinden der letzten natürlichen Ursachen werde die Wissenschaft immer auf die Mitwirkung übernatürlicher Ursachen, göttlicher Kräfte stoßen, für welche sie freilich nur die Bezeichnung des „Unbekannten“, des „Rätsels“, des „Geheimnisvollen“[2]) haben kann, und welche ihr erklärlicher Weise unbequem sind, da sie am liebsten alles nach ihrer Methode erklären, alles ohne Rest aufarbeiten möchte. Daher bei übereifrigen Naturforschern (ein Vertreter der Naturwissenschaft der Gegenwart mit scharfem kritischem Geist und satirischer Feder hat sie die „Herren Mechaniker und Lebenskonstrukteure“ genannt)[3]) so häufig die triumphierende Versicherung, nun sei alles natürlich erklärt, und nicht minder oft Ketzerrichterei über jeden von ihrer Zunft, der es wagt, auch nur annäherungsweise von „Lebenskraft“ oder von „Teleologie“ zu reden. Solche Fanatiker der Naturwissenschaft durfte jener Kritikus mit den bekannten Dichterworten abfertigen:

„Natur, geheimnisvoll am lichten Tag,
Läßt sich des Schleiers nicht berauben.
Und was sie euch nicht offenbaren mag,
Das zwingt ihr ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

---

1) Diese müssen sich auf das Wissen anderer verlassen und bedürfen ihrer Belehrung.

2) Der Geschichtsforscher trifft auf die „Helden“, deren Genialität weder aus der Umgebung noch durch Vererbung erklärt werden kann.

3) Raoul Francé in seiner lesenswerten Schrift „Der Wert der Wissenschaft. Freie Gedanken eines Naturforschers“, Dresden und Leipzig 1900, bei Carl Reißner.

Demgemäß liegt im Wesen des religiösen Glaubens die Gewißheit, daß ihm das fortschreitende Wissen, welches die sichtbare Welt immer mehr erobert, nicht im geringsten Abbruch tun und Schaden verursachen kann. Besorgnis und Furcht aus diesem Grunde kommt lediglich dem Aberglauben zu.

Dieser ist eine Ausartung des religiösen Glaubens; denn er vermengt Natürliches und Übernatürliches, Sichtbares und Unsichtbares, Endliches und Unendliches und vergöttlicht die Welt, sei es die ganze Welt, seien es einzelne ihrer Teile.

Die ganze Welt wird vom Materialismus vergöttlicht, indem er den Weltenstoff für ewig erklärt und alles Weltgeschehen aus dem Zusammensein und Aufeinanderwirken der Atome des Weltenstoffs ableitet. Dagegen erhebt die Geisteswissenschaft der Philosophie Protest, und zwar in der Gegenwart so nachdrücklich und allgemein, daß der Materialismus als wissenschaftlich überwunden gelten kann.

Die Logik bestreitet ihm das Recht, das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes in Generalpacht zu nehmen und als einzig mögliche Schlußfolgerung aus demselben diese gelten lassen zu wollen: Folglich ist der Stoff ewig. Als ob die Beharrlichkeit des Stoffes, die Konstanz der Masse, wie es naturwissenschaftlich lautet, nicht völlig vereinbar wäre mit der Erschaffung des Stoffes durch Gott, welcher wollte, daß der erschaffene Stoff für alle Weltenzeit auch nicht um ein Atom sich vermindern sollte![1]) Nicht minder bedroht die Philosophie die dem Materialismus wie eine erbliche Krankheit anhaftende und verhängnisvolle Verwechselung von Begleiterscheinung mit Bewirkung bei seiner Erklärung des Verhältnisses von Materiellem und Geistigem. Und wenn die modernen Materialisten mit Haeckel an der Spitze sich als Monisten aufspielen und sich in der Herabsetzung des christlichen Theismus als einer dualistischen Weltanschauung nicht genug tun können, so ist ihnen von Männern der Wissenschaft deutlich genug gesagt worden, daß gerade sie mit ihrem Zurückgehen auf geistleibliche Atome den Dualismus in Permanenz erklären. Und aus dieser üblen Lage befreit sie auch die Versicherung Haeckels nicht, daß er es mit dem Pantheismus Spinozas halte; denn der Monismus dieses Denkers ist bekanntlich durch und durch idealistisch.[2])

Eigentlich religiösen Aberglauben[3]) weist die Religionsgeschichte in Menge

---

1) Es ist höchst erfreulich, wenn auch in naturwissenschaftlichen Lehrbüchern dieser Protest zu lesen ist, und laute er auch bloß so mild und zurückhaltend wie bei Auerbach, Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre, Leipzig, 1902, S. 100: „Der Satz von der Erhaltung des Stoffes steht in einer gewissen Beziehung zur allgemeinen Weltanschauung, insofern er nämlich an die Fragen streift, ob Materie erschaffen und vernichtet werden kann. Er streift diese Frage, wie man vorsichtigerweise sagen muß, er verneint sie nicht geradezu.“

2) „Influxus physicus, Parallelismus, Identität, gemeine Vorstellung, Spinoza, Kant, das taumelt alles wie trunken durcheinander“, so lautet das Urteil eines zeitgenössischen Philosophen, Friedrich Paulsens, über Haeckels Weltanschauung.

3) Religiös ist auch der Materialismus, sofern er eine Weltanschauung sein will, die mit ihren Lehren Verstand und Herz befriedigen will| und durch ihre praktischen Wirkungen auch die Nöte des Menschen durch Vervollkommnung seines Könnens auf dem technischen Gebiete und seines Wollens in Pflege der Nächstenliebe und gerade durch die Beschränkung des Menschenlebens auf die kurze Erdenzeit mehr und mehr heben zu können verheißt.

auf. Vergöttlichung der Seelen und Geister finden wir im Animismus der Naturvölker und nicht minder in der chinesischen Religion, nur daß hier diese Gegenstände der Anbetung in der Regel mit den Naturobjekten Himmel, Erde, Sonne, Mond und Sternen eng verbunden erscheinen. Eigentlicher Sternendienst war die altarabische und die Religion der Babylonier und Assyrer. Die ägyptische Mythologie ruht auf dem Gedanken des Sieges des Lichtes über die Finsternis, zu dessen Veranschaulichung namentlich die Sonnenmythen dienen. In der griechischen Religion sind im Laufe der Zeit die alten Naturgötter zwar immer mehr zurückgetreten, aber nur, um menschenähnlichen Göttern Platz zu machen, auf welche das Göttliche im Menschen übertragen wird, die aber doch auch recht bedenkliche menschliche Züge an sich tragen.

Diese Formen des Aberglaubens sind naturgemäß fortwährender Gefahr ausgesetzt, wie durch die reineren und höheren Gottesvorstellungen anderer Religionen so auch durch die fortschreitende und um sich greifende Wissenschaft; denn diese kann und muß darüber belehren, daß allen diesen Göttern das wesentlichste Merkmal des Göttlichen fehlt, die Absolutheit, sofern sie entweder ihr Dasein menschlichen Vorstellungen verdanken oder, wie Himmel und Gestirne, nur Wirkungen und keineswegs letzte Ursachen sind.

Dem gleichen Schicksal verfällt, was sich an Aberglauben innerhalb der christlichen Menschheit findet, zu einem großen Teil als Nachwirkung aus heidnischen Zeiten. Die Magie, diese vermeintliche Kunst, durch geheimnisvolle, übernatürliche Mittel (besonders durch eingebildeten oder doch vorgegebenen Einfluß auf höhere Geister) wunderbare Wirkungen hervorzubringen, kann ihr Dasein nur noch fristen, wo die genauere Kenntnis der Natur und ihrer Gesetze noch nicht durchgedrungen ist. Magnetische Krankenheilungen werden bloß solchen als Wunderkuren gelten, welche die Natur des Magnetismus noch nicht kennen. In den Kometen wird derjenige keine Schicksalsverkündiger mehr sehen, welcher astronomische Kenntnisse besitzt und weiß, daß das Wiedersichtbarwerden von Kometen auf Jahr und Tag vorausberechnet werden kann. Und der Spiritismus würde von der Wissenschaft längst wieder verdrängt sein, wenn er nicht als Gegeninstanz gegen den überhandnehmenden Materialismus Interesse beanspruchte und Ansehen besäße.

Solcher Aberglaube ist nur dazu angetan, den religiösen Glauben in Mißkredit zu bringen, und sollte von Christen auch schon deshalb nicht gehegt und gepflegt werden, weil er gegen ausdrückliches Verbot in der Bibel verstößt (5. Mose 18, 10—12) und gegen das vorbildliche Verhalten der ältesten Christenheit (Apostelgesch. 8, 18—23 und 19, 13—20). Im Kampfe gegen den Aberglauben kann und soll der Christ auf der Seite der Wissenschaft stehen und ihr für dasjenige dankbar sein, was sie in diesem Kampfe bereits erreicht hat.

Aber es wird manchen Leser bedünken, als ob wir zu sorglos und allzu zuversichtlich wären. Denn gibt es nicht auch Kampf gegen den christlichen Glauben, im Namen der Wissenschaft geführt? Ists nicht nach vieler Meinung das Wissen allein, das völlige Gewißheit gebe? Halten es nicht viele Gelehrte in Deutschland, Italien und Frankreich mit Auguste Comte, dem Vater des Positivismus, welcher

sich nur mit der Mitte des Weltgeschehens beschäftigen will, weil diese allein kontrollierbar sei, während alles, was darüber hinaus liegt, beide Enden der Dinge, Anfang und Ausgang, dem Menschen unzugänglich und darum ein Tummelplatz des Vermutens und Wünschens, der Phantasie und vielgestaltiger Spekulation sei? Wenn heutzutage viel davon die Rede ist, die Wissenschaft habe es mit Seinsurteilen, die Religion mit Werturteilen zu tun, wird das nicht häufig so verstanden und gedeutet, daß darum die Aussagen des religiösen Glaubens weniger zuverlässig seien als die des theoretischen Wissens? Und kann die Kluft, die zwischen Wissen und Glauben im Sinne unsers Spruches in bezug auf ihren Gegenstand befestigt wird, nicht leicht die Besorgnis hervorrufen: Hier festes Land, dort schwankender Boden; hier mit jedem Schritte mehr Gewißheit, dort wachsende Ungewißheit, je weiter und höher man strebt; hier ein unermeßlicher Wald, der immer mehr gelichtet wird zu beglückender Ansiedelung, dort unendliches Meer, auf das ein kleines Boot hinaussegelt ohne die Möglichkeit, einen bergenden Hafen zu erspähen?

Woher nun Mut und Kraft nehmen, um dabei verbleiben zu können: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht?“ Daher, woher sie der Verfasser des Hebräerbriefs genommen hat. Aus der Offenbarung. Und zwar hat er sogleich am Anfang seines Briefes diejenige Offenbarung genannt, welche für uns letztentscheidend ist, die Offenbarung in Christo Jesu und durch Jesum Christum. Er war und ist die volle Gottesoffenbarung, weil er der Sohn Gottes ist, der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Prägbild seines Wesens (Hebr. 1, 1 und 3).

Das hat der Verfasser des Hebräerbriefs erfahren, und das erfahren auch wir. Unmittelbar in dem, was wir von Jesu Christo haben: Ruhe und Friede für das durch Schuldgefühl beunruhigte Herz und geängstete Gewissen; Schärfung und Klärung des sittlichen Gefühls und Urteils; Antrieb und Kraft zu neuem, sittlichem Wandel und zu außerordentlichen Taten der Liebe in Selbstverleugnung und Opferbereitschaft; Trost und Halt in größtem Leid und schwerstem Kampfe mit den Übeln dieses unvollkommenen Lebens. Mittelbar in den unvergleichlichen Segenswirkungen, welche von Christo Jesu auf die ganze Menschheit ausgegangen sind und ohne Unterlaß ausgehen, und indem wir uns davon überzeugen können, daß Er ohne Schuld und Fehle war, daß Er absolute Wunderkraft besessen hat, und daß Er am dritten Tage von den Toten auferstanden ist.

Durch diesen Einzigartigen ist's uns verbürgt, daß der Gegenstand unsers Glaubens nicht Chimäre, sondern das Realste und Sicherste ist, das es gibt. Und wenn uns in dieser beseligenden Gewißheit hin und wieder Zeitstimmen stören wollen, welche das Weltwissen für zuverlässiger erklären als allen religiösen Glauben, nun so sind wir in der Lage, uns ihrer auch verstandesmäßig zu erwehren, Dank der Richtung, welche die neuere Philosophie zurück zu Kant eingeschlagen hat.

Es gilt nämlich als unumstößlich fest: Unser Naturerkennen kommt nur zustande mit Hilfe der Anschauungsformen Raum und Zeit, die in der Organisation des menschlichen Geistes liegen, und mittels der Denkformen (Kategorien), mit denen unser Geist gleichfalls von Anfang an ausgerüstet ist. Auch das exakteste Naturerkennen der Wissenschaft kommt nicht ohne sinnliche, d. h. in Raum und Zeit

verlaufende Erfahrung zustande. Und diese Erfahrung wieder, samt aller Erkenntnis, die ihr entstammt, ist durch die Art unsers Erkennens, durch die Organisation unsers Geistes bedingt. Was wir erkennen, ist also nicht die Wirklichkeit selbst, sondern nur eine Art, wie sich uns die Wirklichkeit zeigt. Also trägt alles Weltwissen einen relativen Charakter.

Ein ebenso ursprünglicher Besitz unsrer Vernunft wie die Anschauungsformen Raum und Zeit und die Denkformen sind die Ideen, die mit den Grundgedanken des religiösen Glaubens „Ewigkeit, Freiheit, Gottheit" identisch sind. Wohl verlassen wir mit und bei den Ideen das Gebiet des Sichtbaren und Sinnlichen und treten in das Reich des Unsichtbaren und Übersinnlichen ein. Aber ihre Wahrheit wird gewährleistet durch folgende Tatsachen: Die Idee der Gottheit findet sich in irgend einer Form bei allen Völkern der Geschichte und in allen Menschen, selbst in denjenigen, welche einen Schöpfergott und eine göttliche Weltregierung leugnen; denn auch sie nehmen doch eine erste Ursache an, etwa den ewigen Weltenstoff, aus welchem sich in strenger Ordnung die gegenwärtige Welt entwickelt habe. Sodann, die Ideen erfahren eine Bestätigung durch das Gefühl des ästhetischen Wohlgefallens, das wir bei der Beschauung besonders der Natur empfinden, und das vom sinnlichen Genuß ganz verschieden ist. Ferner, die Ideen sind auf das Innigste verbunden mit dem Sittengesetz, das eine unmittelbare und unbedingte Giltigkeit hat und unter allen Umständen behauptet. Endlich, „der Umstand, daß überhaupt ein dichtender, schaffender Trieb in unsre Brust gelegt ist, welcher in Philosophie, Kunst und Religion oft mit dem Zeugnis unsrer Sinne und unsers Verstandes in direkten Widerspruch tritt und dann doch Schöpfungen hervorbringt, welche die edelsten, gesündesten Menschen höher halten als bloße Erkenntnisse, dieser Umstand schon deutet darauf hin, daß auch der Idealismus mit der unbekannten Wahrheit zusammenhängt." 1)

Die Ideen sind eine Offenbarung Gottes an die und in den Menschen, die allgemeine Offenbarung, auf welcher der religiöse Glaube ruht; sie finden ihre Bestätigung und Vollendung in der besonderen Offenbarung durch Jesum Christum; und sie sind zugleich ein Zug des Vaters zum Sohne, sofern sie erst empfänglich machen für das Reich Gottes, das Jesus gepredigt, und für das Heil, das er gebracht und verheißen hat.

Erst müßten die Ideen aus unsrer Vernunft ausgetilgt sein; erst müßte die Beseligung, die wir unserm christlichen Glauben verdanken, als nicht vorhanden erwiesen werden können; erst müßte es möglich sein, die Herrlichkeit Jesu Christi, wie sie in seinem Leben und in der Geschichte der Menschheit strahlt, zu verdunkeln, bevor wir es einem glauben könnten, der religiöse, der christliche Glaube sei keine Zuversicht.

E. Gustav Steude.

1) Fr. Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus", in welcher er dem Materialismus auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete alles einräumt.

Zum zweihundertjährigen Todestage Philipp Jakob Speners.

Wer seine Seele in die Vergangenheit versetzt, fühlt sich zu Vergleichungen mit der Gegenwart aufgefordert. Der 5. Februar, an welchem vor 200 Jahren Philipp Jakob Spener starb, bietet deren genug.

In der Zeit, als Philipp Jakob Spener lebte, stand die Volksseele unter dem Einflusse einer dürren Rechtgläubigkeit. Die Bekenntnisschriften, welche ursprünglich die gemeinsamen evangelischen Grundgedanken zu klarem Ausdruck bringen und die Gleichgesinnten wie um eine Fahne scharen sollten, wurden zum Glaubensgesetze ausgeprägt. Ihre Aussagen wurden mit klügelndem Verstande genau und fein geprägt und zergliedert. In das Prokrustesbett dieser Scholastik ward die heilige Schrift gezwängt. In gewissem Sinne verdient die menschliche Geistesarbeit jener lutherischen Glaubenslehrer Bewunderung, so fein und meisterhaft hat sie die Glaubenssätze zugerichtet und zu einem lückenlosen Lehrgebäude gefügt. Aber vergeblich würdest du für dein Gemüt inneres religiöses Leben in diesen starren Sätzen suchen. Bei allem gewissenhaften Ernst merken diese Dogmatiker nicht, daß sie die heilige Schrift zur Magd ihrer Geistesarbeit machen, die doch von Gott zur Herrin, Meisterin, Quelle, Regel und Richtschnur derselben bestimmt ist. Des Volkes Religion aber sank dabei zu wertlosem Gewohnheitschristentum herab. Leben in die toten Formen, den heiligen Geist der Bibel in das starre Gebäude der lutherischen Lehre eingeführt, den „Kopf ins Herz" gebracht zu haben, ist das Verdienst Speners, an dessen Grabe wir im Geiste weilen.

Die Kanzeln erschallten von unerbaulichen Streitereien über Rechtgläubigkeit, persönliches, lebendiges Glaubensleben konnte dabei nicht erweckt werden. Denn da die lateinische, nicht die Mutter- und Volkssprache, verwendet wurde, blieb das Volk, welches zuhörte, im Herzen unberührt und wenig ergriffen. Fast schien es, als habe der liebe Gott seinen Sohn gesandt, daß die Menschen sich über sein Evangelium streiten anstatt sich erbauen möchten. Die erneuernde Kraft des Evangeliums, welche sich in einem heiligen Leben erweisen sollte, trat ganz zurück. Man begnügte sich damit, das Wort von der Vergebung, welches allein der sehnenden seufzenden Menschenseele Frieden gibt, mit dem Verstande zu erklären und vergaß, daß nur der sie besitze und behalte, welcher sie in einem heiligen Leben beweise und bewähre. Der mit allem Nachdruck Herzens- und Lebensgerechtigkeit als Frucht der Glaubensgerechtigkeit forderte, war Spener.

Hatte es sich in der Reformation um die Erlösung der Volksseele von den Fesseln päpstlicher Autorität durch das Wort Gottes gehandelt, so handelte es sich im Pietismus, wie spottweise zuerst in Leipzig die von Spener ausgehende Bewegung genannt ward und seitdem heißt, um die Erlösung der Volksseele von der Herrschaft lutherischer Scholastik, unter welcher das evangelische Christentum Gefahr lief, zum Buchstabenglauben veräußerlicht zu werden.

Haben sich auch an den Pietismus allerlei schwärmerische, ungesunde Rich-

tungen anzuschließen versucht, um deretwillen die Pietisten von unverständigen Leuten verkannt, von boshaften geschmäht wurden, Speners Leben und Wirken bietet ein reines, unverfälschtes Bild dieser reformatorischen Bewegung. Auf ihn muß zurückgehen, wer das Wesen des Pietismus bestimmen will, wie die lutherische Kirche zu ihrer Selbsterkenntnis und -besinnung zu Luthers Leben und Schriften zurückkehren muß.

Führen wir die Fäden, welche bei Spener anknüpfen, durch die evangelische Christenheit bis in die Gegenwart, so werden wir die segensreiche Bedeutung des Pietismus erkennen. Denn dahin reichen die Fäden, welche sich jetzt zu einem feinen Netze der Liebe verschlungen haben und die Menschheit umweben, zurück.

Unsere moderne Theologie, welche das Christentum der modernen Weltanschauung anbequemen und den Entwicklungsgedanken aus der Naturphilosophie auf das Gebiet des christlichen Glaubens übertragen will, sodaß das Christentum nicht wie eine Gnadenoffenbarung von oben in die Menschheit hinabragt, sondern als natürliche Entwicklungsstufe aus der untersten Menschheitsgeschichte emporsteigt, findet ihr Gegenstück bereits zu Speners Zeit in der Leibnizschen Weltanschauung. Ihr gegenüber schließen sich heute wie damals unter Speners Vorgange die Pietisten alle Bibelgläubigen zusammen, um ihr biblisch-christliches Weltbild und die Gnadengüter des Glaubens an den menschgewordenen Gottessohn, an den gekreuzigten Erlöser und Versöhner der Welt, an den auferstandenen und gen Himmel gefahrenen Fürsten des Lebens zu bewahren. Sie stehen im Zusammenhange mit dem bibelgläubigen Pietismus, zu welchem Spener den Anstoß gegeben hat.

So erscheint Spener an der Schwelle des neueren Protestantismus als Hauptpersönlichkeit.

In vorliegender Skizze kann es sich nicht darum handeln, eine ausführliche Lebensgeschichte Speners darzustellen als vielmehr darum, die Anregungen, welche von Spener ausgingen, in ihren bedeutungsvollen Folgen und Speners Charakter zu würdigen.

Philipp Jakob Spener, geboren am 13. Januar 1635, war der Sohn eines Beamten des Grafen von Rappolstein zu Rappolsweiler im Elsaß. Die Liebe seiner Patin, der Gräfinwitwe Agathe, trieb ihn früh, sich mit der Sorge um sein Seelenheil zu beschäftigen und aus der Bibel wie aus Joh. Arnds „Wahrem Christentum“ Seelenspeise zu holen. Ebenso früh wies ihn in sein Inneres die Lektüre zweier Schriften aus dem Englischen, Santhoms „Güldenen Kleinods der Kinder Gottes“ und Bailys „Übung der Frömmigkeit.“ Seine erste wissenschaftliche Ausbildung erfuhr Spener beim gräflichen Hofprediger Joachim Stoll und bei seinem Großvater Salzmann in Kolmar. Bereits mit 18 Jahren ward er in Straßburg Magister der Philosophie. Nun erst begann für ihn das theologische Studium. Von vornherein war sein Absehen auf Erhöhung der lebendigen Frömmigkeit besonders durch innere Heiligung des Sonntags, weniger auf Aneignung äußerlichen Wissens gerichtet.

Frühe rief ihn der Magistrat von Straßburg in die zweite Predigerstelle, bald darauf errang er sich den Doktorhut (1664). Dieser Ehrentag war zugleich

sein Hochzeitstag. Es entsprach seiner Frömmigkeit, welche alles in Gottes Hand legte, daß Spener sich nie um ein Amt bewarb, sondern sich stets berufen ließ.

Als solchen Gottesruf betrachtete er es, daß ihn die Reichsstadt Frankfurt 1666 ins erste Pfarramt berief und mit 30 Jahren schon zum Senior machte.

Von Anfang an zeichnete ihn ein hoher Ernst, ein Dringen auf inneres Christentum aus. Das machte ihn zum Begründer einer neuen Verkündigung des Evangeliums. Mit besonderer Treue suchte er den Mangel eines gründlichen Religionsunterrichts im Volke durch Katechismusübungen und durch Vorbereitungsstunden auf die Predigt zu beseitigen. Er schrieb eine volkstümliche Erklärung der christlichen Lehre und übte viel persönliche Seelsorge. Seine Predigten waren vorzugsweise Erweckungspredigten. Aus einer Vorrede zur Arnd'schen Postille entstand seine Schrift „pia desideria", d. i. „herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der evangelischen Kirche." Darin forderte er: reichliche, erbauliche Betrachtung der heiligen Schrift, fleißige Ausübung des geistlichen Priestertums durch Gebet und gute Werke, Beweis des Christentums durch tätige Liebe, bessere Ausbildung von Predigern in eigenen Seminaren, Bekehrungs- und Erweckungspredigten, Belehrung der Irrenden durch Wort und Beispiel anstatt durch Gezänk und Schmähreden.

Nach längerem Bedenken folgte Spener 1684 dem Rufe zum Oberhofprediger in Dresden. Er wußte, daß auf dem schlüpfrigen Boden des Hoflebens sein Ernst und Freimut einen schwierigen Stand haben werde. Steife Orthodoxie, kampflustige Behandlung der Glaubenslehre waren hier recht zu Hause, persönlicher Neid schürte das Feuer der Gehässigkeit. Dem setzte Spener nichts weiter entgegen als das Vertrauen auf Gottes Macht. Aufmerksam wartete er auf jeden Wink Gottes, wo ihm sich Türen öffneten. Zu der Katechismuslehre, welche Spener zunächst mit seinen eigenen und einigen anderen Kindern hielt, ward der Andrang bald ungeheuer. Daraus entstand, nachdem durch Landtagsbeschluß die Katechisationen in ganz Sachsen eingeführt waren, der Konfirmandenunterricht in der ganzen evangelischen Christenheit mit der Konfirmation als Abschluß. Bei den Predigern machte er zur vorbildlichen Pflicht, was er in seiner pia desideria allgemein gefordert hatte. Die Predigt muß wieder schlichte Bibelauslegung, die vernachlässigte Seelsorge wieder mit doppelter Treue geübt, die Jugenderziehung besonders gepflegt, die Ausbildung der angehenden Prediger in eigenen Seminaren und Vikariaten besorgt werden. „Wir sollen sein wie die Spiegel", sagte er, „welche die Strahlen, von denen sie erleuchtet werden, aufnehmen, nicht um sie für sich zu behalten, sondern sie zurückzuwerfen und anderen mitzuteilen." Das genügte ihm nicht, daß die Schrift mit dem Verstande erfaßt und im Gedächtnis behalten werde, sondern er forderte, daß sie mit der ganzen S e e l e aufgenommen werde. Daher wandelte er auf den Pfaden und in den Gedanken der Mystiker, von welchen die Erneuerung der Christenheit ausgegangen war. Seine verinnerlichenden, neu belebenden Gedanken trug er durch einen ausgedehnten Briefwechsel (600 Briefe im Jahre) in die weitesten Kreise; dazu traten seine Gutachten, die man von allen Seiten von ihm begehrte.

Von seiner persönlichen Anregung gingen aus die Hausversammlungen ge-

förderter Christen (collegia pietatis oder collegia philobiblica). Deren Mitglieder legten auch äußerlich ein stilles, zurückgezogenes Leben an den Tag und bekundeten sogar in Kleidung und Gebahren ihre Weltentsagung. Spötter nannten sie „Pietisten.“ Spener aber sagte: „Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert und nach demselben auch ein heilig Leben führt.“

Die zahlreichen Verleumdungen, welche man auf ihn und seine Anhänger häufte, fanden ihren Anlaß teils in dem übertriebenen Eifer seiner Jünger, teils in den grundlosen Behauptungen seiner Gegner. Mit besonnener Ruhe vertrat Spener die evangelische Freiheit: Freiheit von Sünde, von Gesetz und von Menschensatzungen in Gewissenssachen, von äußerlichem Formenwesen. Das Wort Gottes galt ihm als Macht und Mittel der göttlichen Gnade.

Weil Spener so nachdrücklich die Heiligung des Lebens betonte, beschuldigte man ihn, als leugne er die Rechtfertigung aus Gnaden und als zeige er sich gegen die Rechtgläubigkeit gleichgültig, als neige er zu mystischen Schwärmereien, als schätze er den Wert wissenschaftlichen Studiums gering; weil er die Abgötterei mit den Bekenntnisschriften strafte, bezichtigte man ihn der Verachtung derselben. Weil er die collegia pietatis ins Leben rief, nannte man ihn einen Sektierer. Noch viele andere Dinge warf man ihm vor, man tat ihm viel Unrecht. Mit Recht bekämpfte Spener den toten Glauben, das übermäßige Ansehen der Theologen, das nicht besser sei als ein neues Papsttum.

Sein freimütiger Ernst erweckte den Unwillen des Kurfürsten von Sachsen, sodaß dieser um seines Oberhofpredigers willen nicht mehr in der Residenz leben zu können meinte, während die Kurfürstin fortfuhr, ihn zu schätzen und zu lieben. Der Verlauf der Dinge gab Spener Recht, da der Kurfürst 1697 um der polnischen Königskrone willen katholisch wurde. Spener aber sah es als einen neuen Gottesruf an, als man ihn 1691 nach Berlin zum Propsten an die Nikolaikirche rief. Von hier aus wirkte Spener noch mit zur Begründung der Universität Halle (1694), welche gegenüber den Hochschulen zu Leipzig und Wittenberg seine Richtung auch in der Wissenschaft vertrat. Die drei Professoren Francke, Breithaupt und Anton waren seine Jünger und verliehen der neuen Universität die Bedeutung in jener Zeit, welche Wittenberg im Zeitalter der Reformation eingenommen hatte. Durch die Stiftung des Halleschen Waisenhauses bewies der Pietismus seine Glaubenskraft; die gesamte christliche Liebestätigkeit, die Erziehung der Armen, der Waisen überhaupt der Jugend, die Verbreitung der Bibel durch die erste, die Cansteinsche Bibelanstalt, ging vom Spenerschen Geiste aus und bildete den besten Beweis seiner Wahrheit. In dem Jahre, als Spener seine irdische Laufbahn beschloß, zogen seine Geistesschüler von Halle aus als die ersten evangelischen Missionare Deutschlands nach Ostindien.

Die beste Verteidigung seiner Glaubensrichtung lieferte Spener mitten in den pietistischen Streitigkeiten durch seinen persönlichen Charakter. Alles suchte er mit Liebe und Sanftmut zu erreichen, auch die bittersten Schmähungen vergalt er mit Segen. Nie verlor er die Sache aus dem Auge, nie ward er persönlich, nie benutzte er auf unedle Weise seines Gegners Blößen. Feind und Freund trug er

auf betendem Herzen. Sein Leben stand unter dem Wahlspruch: „Bete und arbeite!“ Alle Bekannten standen unter seiner Fürbitte, seine Gäste entließ er mit einem Abschiedsgebet. Streng geregelt war seine Lebensweise. Die Sonne regelte ihm Arbeit und Ruhe. Nie war er müssig, immer las er. Ein scharfer Menschenkenner ward er doch oftmals ein Opfer seiner Gutherzigkeit. Stets dienstbereit ließ er sich selber aus Demut und Bescheidenheit selten einen Dienst erweisen. Mäßig im Essen und Trinken war er schlicht, einfach und leutselig, ein Vater der Hilfsbedürftigen und Armen. Seinem Gebetsleben verdankte er die ungestörte Gemütsruhe und eine sonnenhelle Heiterkeit. Mit einem scharfen Verstande verband sich in ihm ein gesundes Urteil und ein treues Gedächtnis. Er war ein Vorbild der häuslichen Tugenden, frei von aller Eitelkeit, freimütig im Zugeben seiner eigenen Fehler. „Ach“, rief er in seinen letzten Lebenstagen aus, „Gott sei Lob und Dank, daß ich keinen Menschen in der Welt habe, dem ich feind wäre!“ und da seine Frau ihm erwiderte: „und denen, die euch feind sind, habt ihr vergeben und wünschet, daß Gott sie bekehren möge“, antwortete er: „Ach ja, von Herzen wünsche ich es!“

Bald nach Speners Tode am 5. Februar 1705 ereilte den Pietismus das gleiche Schicksal, welches die lutherische Orthodoxie erfahren hatte: er verlor sich in Äußerlichkeit und Gesetzlichkeit, er ward engherzig, ängstlich, schulmeisterlich. Aber die Väter des Pietismus, voran Spener, sind eben solche „religiöse Musterbilder“ wie Luther und seine Mitreformatoren.

Was Spener zum Reformator der evangelischen Kirche macht, sind folgende Hauptpunkte: Er hat den sittlichen Ernst wiedererweckt, den Nachdruck bei der Religion darauf gelegt, über der Glaubensgerechtigkeit die Lebensgerechtigkeit aus Gnaden nicht zu versäumen, er hat den geringen Wert des Staatschristentums gezeigt und persönliches Christentum gefordert. Er hat das religiöse Gefühlsleben vertieft. Durch seine Anregungen hat sich das praktische Christentum in Armen-, Waisenfürsorge und Volksbildung bis zur neuesten Form der Evangelisation entwickelt. Seine collegia philobiblica oder pietatis haben in der Gegenwart die mannigfaltigste und segensreichste Ausgestaltung gewonnen, und die Kirche lernt diese zahlreichen „Kirchlein in der Kirche“ als grüne Oasen frischen Christenlebens im weiten Weltleben schätzen und unterstützen. Vor allen Dingen ist von Spener ein gefühlsmäßiges Bibelchristentum, das aus innerster Herzenserfahrung, nicht aus äußerem Gehorsam gegen den Buchstaben glaubt, ausgegangen. Und dieses Herzenschristentum ist der Fels, auf dem die evangelische Kirche im Ozean der Welt feststehen wird.

E. Bruhn.





Zur Arbeit der Missionare lesen wir folgende Zeilen: „Sehen wir näher zu, so sind die Missionare meist gar nicht fähig, zwischen Religion und Kultur zu unterscheiden. Was sie als Religion bringen, ist lediglich mißverstandene abgeplattete Kultur, die nur desto unverdauter aufgenommen wird, da sie religiös versteift ist, eine Vorstellungswelt, die fremd und unverständlich ist und mit Haut und Haar als heilig angebetet wird, als eine neue Art Fetisch, an dessen Kraft man glaubt, ohne irgend ein inneres Verständnis dafür zu haben. Eine wirklich religiöse Erweckung wäre doch erst da möglich, wo der Missionar die Kunst besäße, seinerseits die primitiven religiösen Vorstellungen der Wilden aufzunehmen und von innen her fortzubilden, also alles das zu tun, was die berühmten Apostel der Deutschen versäumt haben zu tun, als sie unsere heiligsten Vorstellungen beschmutzten und uns andere gaben, deren Heiligkeit zu verstehen uns — als Volksganzem — noch heutigen Tages nicht gelungen ist."

Diese Worte stehen nicht etwa im „Vorwärts", sondern in des Grafen Hoensbroech „Deutschland" und der sie schrieb, ist Arthur Bonus, ein früherer Pfarrer. Man fragt sich nur, wie ein Mann, der von der Heiligkeit des Christentums „noch heutigen Tages" keine Vorstellung hat — das Einschiebsel „als Volksganzem" ändert daran nichts — es überhaupt wagen konnte, je eine christliche Kanzel zu besteigen und statt seiner in Wodan und Thor gipfelnden, „heiligsten Vorstellungen" Christus zu predigen. Und jetzt nun wagt solch ein Mann es, unsere Missionare zu beschimpfen! Glaubt er denn wirklich, daß diese treuen, keine Entsagung, keine Not des Lebens, keine Gefahr scheuenden Männer hinausgezogen sind und ihr Leben todesmutig in die Schanze schlagen, um den Heiden eine „religiös versteifte", „lediglich mißverstandene, abgeplattete Kultur" zu bringen? Wie nur ist es möglich, daß ein früherer Pfarrer behauptet, die Missionare brächten den Wilden eine neue Art Fetischismus? Kann er seinen Christenglauben, in dem er doch wohl aufgewachsen ist und den er von der Kanzel verkündigt hat, gröblicher beschimpfen? — Freilich, Herr Bonus hat ja eine ganz besondere Art von Christenglauben. Wir möchten ihm raten, nachdem es ihm hier in Deutschland damit nicht gelang, nun doch einmal den Papuas und anderen farbigen Landsleuten sein „Christentum" anzubieten und gleichzeitig einmal die Arbeit der wirklich christlichen Missionare an Ort und Stelle zu studieren. Vielleicht macht er dann doch auch die Erfahrung, wie bitter Unrecht er unseren mutigen Kämpfern für die Wahrheit unter den Heiden getan hat und welche lebensunfähigen Torheiten er sich am Schreibtisch ausgeklügelt hatte.

* * *

Unter dem Titel „Neuchristentum und reale Religion" hat Professor Dr. Julius Baumann, der Göttinger Philosoph, eine Streitschrift gegen Harnack, Steudel, Baumgarten u. a. moderne Theologen herausgegeben. Darin sagt er u. a., er sei der Ansicht, „daß dieses Neuchristentum wirklich ein neues ist und nicht den Rechtsanspruch erheben sollte, in den historisch bestehenden Kirchen mit befaßt zu sein. Diese Männer müssen sich neue Gemeinden suchen und eventuell gründen mit voller, auch materieller Selbständigkeit." Baumann begrüßt die Bestrebungen des „Neuchristentums" mit Freuden. Was werden die genannten Theologen nun zu jenen Worten ihres Freundes sagen? Wenn von sogenannter positiver Seite so etwas gesagt wird, dann hagelt es von Eng-

herzigkeit, geistlichem Hochmut und anderen ähnlichen schönen Dingen. Wird jetzt auch Professor Baumann so etwas zu hören bekommen?

* * *

Über den christlichen Unterricht hat Dr. Penzig eine wirklich überraschende Anschauung. In einer Versammlung der freisinnigen Vereinigung, bei der über den Schulkompromiß der Konservativen und Nationalliberalen verhandelt wurde, äußerte er nämlich nach den Zeitungsberichten folgendes: „Ich sehe gar nicht ein, warum der Staat christlich sein soll, da er doch Juden und Heiden in sich beherbergt. Wir müssen dahin streben, daß ein allgemein christlicher Unterricht für Juden, Heiden, Moslemim erteilt wird, in welchem es nicht darauf ankommt, daß man an Gott glaubt oder an Christus." Diesem Worte zollte die Versammlung „lebhaften Beifall", hoffentlich hat sich der ebenfalls anwesende D. theol. Fr. Naumann desselben enthalten. In jenen Worten ist denn doch wirklich die Urteilslosigkeit über das Christentum auf die Spitze getrieben. Ich glaube nicht, daß man überhaupt einen größeren Unsinn fordern kann, als einen „christlichen Unterricht" ohne Glauben an Gott und Christus.

* * *

Zu unserer Notiz über die Ketzerrichterei in dem „Gruß aus der Zeltmission" wird uns berichtet, daß der Evangelist Vetter in dieser seiner Zeitschrift eine „Berichtigung" brachte, daß er eingesehen habe, es wäre „besser" gewesen, obige Sätze wären nicht in den Zeltgruß gekommen. Er nehme sie zurück. — Uns wäre es noch lieber gewesen, wenn V. statt des Wortes „besser" christlicher gesagt hätte.

* * *

Bekanntlich regt sich jetzt die Jugendfrage in der Sozialdemokratie: man beabsichtigt die Jugend in sozialdemokratischem Sinne zu beeinflussen. Es ist ja bezeichnend, daß auf dem Parteitag zu Bremen offen zugestanden wurde, daß die Sozialdemokratie keine Jugendschriftsteller besitze. Sie werden sie nie haben; denn die Jugend verlangt bejahende, Liebe atmende, unbefangene, in sich tiefreligiöse Gaben. Was ihr aber ein Sozialdemokrat, wie er heute wenigstens ist, bieten kann, wird stets Verneinung, Haß, in vorgefaßter Meinung Befangenes und vor allem tief Unreligiöses sein. Man lese nur folgende Probe. Die sozialdemokratischen Kinder in Magdeburg-Neustadt sangen folgende schamlose Variation unseres herrlichen Weihnachtsliedes:

Stille Nacht, heilige Nacht,
Rings umher Lichterpracht.
In den Hütten nur Elend und Not,
Kalt und öde, kein Licht und kein Brot,
Schläft die Armut auf Stroh.

Stille Nacht, heilige Nacht,
Drunten, tief in dem Schacht
Wetterblitzen; in drückender Frohn
Gräbt der Bergmann um niedrigen Lohn
Für die Reichen das Gold.

Stille Nacht, heilige Nacht,
Henkersknecht hält die Wacht!
In dem Kerker gefesselt, geächt,
Leidend, schmachtend für Wahrheit und Recht
Mutiger Kämpfer Schar.

Stille Nacht, heilige Nacht,
Arbeitsvolk hält die Wacht.
Kämpfe mutig mit heiliger Pflicht!
Bis die Weihnacht der Menschheit anbricht!
Bis die Freiheit ist da!

Ich habe im vorigen Jahrgang S. 312 von einer sozialdemokratischen Weihnachtsbetrachtung aus Österreich berichtet. Die Leser werden mit mir damals ergriffen gewesen sein von dem dort ausgesprochenen Sehnen nach der Weihnachtsbotschaft. Hier nun das deutsche Gegenstück! Mit solcher gewissenlosen Hetzerei will unsere Sozialdemokratie ihre Jugend erziehen, das sind die Weihnachtsgedanken, die sie ihren Kindern bietet. Ist dies nicht grauenvoll?

Ob denn diesen Männern gar nicht der Gedanke kommt, daß sie mit solcher Jugendliteratur nicht nur Sozialdemokraten, sondern zugleich auch Verbrecher großziehen?

E. Dennert.

Notizen.

Der auf der letzten Naturforscher-Versammlung von Professor Rhumbler-Göttingen vertretene Standpunkt betr. „Zellenmechanik und Zellenleben“ (s. Gl. u. W. II, 12, S. 410) wird dem großen Publikum bekanntlich noch immer als „Resultat der Naturwissenschaften“ vorgeführt. So scheinbar auch in der Abhandlung von Prof. Zander „Vom Nervensystem“ (erschienen in der weit verbreiteten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“). Dort heißt es S. 12: „Es können Handlungen niederer Tiere, die überlegt und überaus zweckmäßig erscheinen, nachgemacht werden. So bauten künstliche Amöben, die Rhumbler aus Chloroformtropfen und anderem hergestellt hatte, sich Häuser aus Quarzkörnchen, ganz ähnlich, ja ganz gleich, wie sie die lebenden Amöben bauen. Sie umflossen wie diese vorgelegte kleine Fremdkörper . . . und löſten sie ganz wie wirkliche Tiere. Niemand wird diesen Automaten Verstand zuschreiben. Darum müssen auch die gleichen Handlungen niederer Tiere auf ihren Bau und ihre Eigenschaften zurückgeführt werden.“

Vielleicht interessiert die Leser von „Glauben und Wissen“ ein kleines Erlebnis, das zeigt, was aus solchen mindestens einseitigen Darstellungen der Sachlage in den Köpfen der noch nicht gewitzigten Laien und der Jugend wird. Bei der Durchnahme des Nervensystems im anthropologischen Kursus der Obertertia kam ich auf die Amöben als Beispiel noch ganz undifferenziert erscheinender Lebewesen zu sprechen, betonte aber ausdrücklich den fundamentalen Unterschied des lebenden vom unbelebten Protoplasma. Alsbald warf mir einer meiner Schüler, ein fähiger und für Naturwissenschaften sehr interessierter Junge, ein, daß doch neuerdings sogar Amöben künstlich hergestellt seien, also jener Unterschied doch wohl nur ein theoretischer sei. Natürlich bestritt ich dies sofort und erkundigte mich, woher der Schüler diese Weisheit habe. Als er mir darauf, „um es mir gedruckt zu zeigen“, das genannte Buch brachte, sah ich allerdings das Woher nur zu deutlich, berichtigte dann vor der Klasse die Sache dahin, daß doch der sehr wesentliche Unterschied der Amöbe vom Chloroformtropfen hier ganz verschwiegen sei — nämlich der Umstand, daß der Chloroformtropfen nach einiger Zeit stets zur definitiven Ruhe kommt, die er ohne neue Ursachen nicht aufgiebt, während die Amöbe in jedem Augenblick ganz unberechenbare Bewegungen beginnen kann — und überzeugte auch jenen Schüler auf diese Weise leicht von der Notwendigkeit, mit solchen Büchern sehr kritisch umzugehen. Doch scheint mir die Frage wohl berechtigt: Warum diese einseitige Darstellung in einem populären Werkchen? Muß nicht jeder, der nicht bereits Erfahrungen in dieser Hinsicht gesammelt hat, denselben falschen Schluß, wie mein Schüler, notwendig ziehen? Ist das „vorurteilslose Wissenschaft“? Dr. phil. B.

Der Hase als Wiederkäuer. Der kleine Aufsatz darüber von Dr. med. Selldén auf S. 338 (1904) hat einerseits Zustimmung, andererseits heftigen Widerspruch erfahren. dies veranlaßt mich, nochmals meinen Standpunkt zu der Sache festzustellen, obwohl ich dies schon früher (1903 S. 158) getan habe. Zunächst die Bemerkung, daß ich die Sache für eine interessante naturwissenschaftliche Frage halte. Ich sagte a. a. O. schon, daß Prof. Dr. Rütimeyer in Basel die Tatsache bestätigt hat. Nun sendet mir ein Freund eine fast 10 Jahre alte Zeitungsnotiz, nach welcher Rütimeyer im Hinblick auf die Stelle 3. Mose 11, 6 schrieb: „Daß der Hase wiederkäut, ist mir nicht neu. — Nur mache ich darauf aufmerksam, daß in der heutigen anatomischen und embryologischen, nicht physiologischen Klassifikation (Einteilung) der Säugetiere, die freilich in der populären Sprache als Titel beibehaltene Sitte des Wiederkäuens nicht als Einteilungsgrund für die wiederkäuenden Tiere gilt; sonst müßte man am Ende die wiederkäuenden Fische usw. auch beiziehen.“ Der Einsender hatte damals dem jetzt verstorbenen Rütimeyer jene Notiz zugeschickt und letzterer hat an den Rand geschrieben: „Ich stehe zu beistehender Äußerung“.

Nach alledem muß also R., der ein vorzüglicher Beobachter war, seine bestimmten Gründe gehabt haben, wonach der Hase eine Art des Wiederkäuens zeigt, wenn

auch nicht wie unser Rind usw., d. h. also das betr. Wort der Bibel findet sich hier in auffallender Weise bestätigt. Was bedeutet dies zunächst nun für uns? Jener Engländer, der mit der Sache zu Renan kam und das Wiederkäuen des Hasens bestritt, folgerte: also ist die Bibel keine Offenbarung. Dieser Schluß ist geradeso töricht, als wenn wir nach unserer Feststellung jetzt schließen wollten: also ist die Bibel Offenbarung. Ich glaube auch nicht, daß Dr. Selldén diese Schlußfolgerung ziehen will; soweit ich ihn verstehe, will er sagen: man soll die Bibel nicht unnötig des Irrtums zeihen.

Im übrigen ist es ganz gewiß sehr unnötig, in solchen Dingen an dem Buchstaben der Bibel zu kleben, und es sollte unser Bestreben sein, die Sorge derjenigen zu zerstreuen, welchen es Unruhe bereiten würde, wenn ein Wort der Bibel falsch wäre. Wenn nach 1. Mose 3, 14 die Schlange „Erde" essen soll und wir heute wissen, daß dies nicht der Fall ist, so sollen wir uns auch nicht scheuen zu sagen, daß hier dem Berichterstatter ein naturwissenschaftlicher Irrtum untergelaufen ist. Wer aber deshalb die Bibel oder doch wenigstens die ganze Geschichte vom Sündenfall verwerfen und ihre gewaltige psychologische Wahrheit nicht anerkennen wollte, der wäre ebenso töricht wie einer, welcher ein Werk Schillers deshalb ablehnt, weil er darin vielleicht etwas findet, was naturwissenschaftlich inkorrekt ist. Also es möge hier einmal als ein wichtiger Leitsatz aller Apologetik folgendes festgestellt werden: Die Bibel ist kein Lehrbuch der Naturwissenschaften und die in ihr niedergelegte Offenbarung kann sich nicht auf naturwissenschaftliche Dinge beziehen.

Was nun das Wiederkäuen des Hasen selbst anbelangt, so muß ich sagen, daß ich Morots Erörterungen, über welche Selldén berichtete, nicht für beweisend halte. Die Sache ist dadurch durchaus noch nicht klar gestellt; denn der Bau der Verdauungsorgane des Hasen läßt eine Art Wiederkäuen kaum zu und daß die Speise den ganzen Darmkanal unverdaut passieren sollte, ist unmöglich. Es bleibt mir darnach zweifelhaft, worauf Rütimeyer seine Behauptung gründete, bisher konnte ich dies nicht feststellen. Ich will aber weiter forschen.

Noch eins, was Morot von den „sich schämenden" Kaninchen sagt, lehnen wir selbstredend als echt anthropomorph (vermenschlichend) ab. Eine solche Vermenschlichung des Tieres ist stets falsch, von welcher Seite sie auch erfolgen mag. Wenn sich aber Dr. Reh darüber in der „Umschau" unter der geschmackvollen Spitzmarke „Orthodoxe Zoologie" lustig macht, was natürlich lediglich Morot trifft, so ist dies wieder recht bezeichnend; denn für die haarsträubenden Vermenschlichungen der Tiere, wie sie sein Herr und Meister Haeckel in den „Lebenswundern" auftischt, hat Reh natürlich kein Wort des Spottes. Und doch ist dies die echte „orthodoxe Zoologie" — „spottet seiner selbst und weiß nicht wie"!

E. Dennert.

Apologetische Besprechungs-Abende.

Vor einiger Zeit erhielt ich ein Schreiben einer Leserin von „Glauben u. Wissen", das ich wegen fehlender Adresse leider nicht direkt beantworten konnte, das aber einen Gedanken aussprach, den ich selbst schon seit geraumer Zeit mit mir herumtrug, er betrifft Besprechungsstunden (wie die Einsenderin meint, am besten am Sonntag Nachmittag), in denen Artikel und in „Glauben u. Wissen" aufgeworfene Fragen besprochen werden.

Es ist mein Bestreben, die apologetische Arbeit möglichst praktisch zu gestalten, und dafür scheint mir dieser Vorschlag in der Tat sehr beachtenswert zu sein, ich möchte ihn daher hiermit meinen Lesern vortragen. Es schwebt mir eine Vereinigung von Lesern von „Glauben u. Wissen" vor, die vielleicht einmal im Monat stattfindet. Bei derselben kann ein Artikel zur näheren Besprechung vorgelesen werden, auch mögen Zweifelsfragen aus der Versammlung angeregt und besprochen werden.[1]) Es ist ganz un-

[1]) Wertvoll erscheint es, wenn jeder Teilnehmer vorher schon die betr. Artikel und Fragen in „Glauben u. Wissen" gelesen hat.

zweifelhaft, daß auf diese Weise unsere in „Glauben u. Wissen" getane Arbeit wesentlich unterstützt würde. Vielleicht ließe sich dann auch ab und zu eine Beilage zu unsere Zeitschrift ausgeben, in welcher Berichte über solche Besprechungs-Stunden, soweit sie allgemein Interessantes und Anregendes bringen, veröffentlicht werden.

Vor allem ließe sich mit solchen Einrichtungen auch denen näher kommen, welchen „Glauben u. Wissen" besonders gern dienen will, den Zweifelnden und Suchenden. Ich denke mir dies etwa so, daß man in vielgelesenen Lokalzeitungen ein Inserat folgenden Inhalts losläßt: Religiös Zweifelnde, aber ernst Suchende werden um Angabe ihrer Adresse gebeten zwecks gemeinsamer Erforschung der Wahrheit.

Vielleicht finden sich in einigen großen Städten Freunde unserer Sache, welche damit einmal einen Anfang machen. Für jede Nachricht darüber und für jeden Vorschlag in dieser Richtung bin ich herzlich dankbar. E. Dennert.



1. Zeitschriften.

Deutsch-evangelische Blätter 1904, Heft 7. Die Krisis des Christentums im 2. Jahrhundert von Friedrich Loofs in Halle a. S. Das Christentum hatte in seiner nächsten Ausbreitung die Aufgabe, die vom Heidentume wie vom Judentume her tief eingewurzelten Anschauungen und Leidenschaften zu besiegen und seine neuen Gesinnungen einzupflanzen. Hier begegnete es den mannigfaltigsten Widersetzlichkeiten auch gerade der Gelehrten und Staatsmänner jener Zeit. Der Verfasser bezeichnet diese Periode des geistigen Kämpfens in den „100 Jahren von den letzten Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts bis gegen Ende des zweiten" als die gefährlichste Krisis des jungen Christentums, gefährlicher als die Zeit der Renaissance oder die der Aufklärung im 18. Jahrhundert. Seine Ausführungen behandeln daher in ebenso interessanter wie umfassender Weise die einzelnen Erscheinungen der israelitischen, griechischen und römischen Philosophie und Theologie, Paulus und Johannes wie den Dogmatismus der Schulen, zersetzt durch die Skepsis, den eklektischen Platonismus und den in die Bahnen der Theologie einmündenden Neupythagoreismus, Monotheismus und Atheismus. Ähnliche Verhältnisse bestehen auch heute, und wenn die Kirchen jetzt vor klarer und weithin anerkannter Auseinandersetzung mit der neuen Kultur ihre überkommenen Lehrsätze zur Ausscheidung der neuen benutzen wollten, so würden die Landeskirchen gesprengt werden, und zwar unter dem Hinsiechen alles etwa noch bleibenden Lehrbestandes. „Die Zeit wird kommen, da die Landeskirchen dahinfallen werden;" aber hoffentlich erst dann, wenn sich „ein modernes und doch am alten Evangelium haltendes Gemeinbewußtsein herausgebildet hat." Qui vivra verra.

1904, Heft 9. Jesu Davidsohnschaft Wahrheit oder Dichtung? Von Dr. Kawerau in Breslau. Der Reiseprediger a. D. der T. G. (wohl Theosophischen Gesellschaft) Richard Funke verfaßte soeben „ein der Laienwelt dargebotenes Buch über die historischen Grundlagen des Christentums, die „Evangelien-Dichtungen", die Irrtümer und

Widersprüche des Apostels Paulus und des Hebräerbriefes: Jesus kein Davidsohn." Der Widerlegung dieser Aufstellungen, die dogmatisch in der Leugnung der Davidsohnschaft kaum einen Wert haben, es sei denn gegenüber den Kirchenliedern mit dem „Hosianna Davids Sohn" und dem: „Es ist ein Ros' entsprungen . . . . von Jesse kam die Art" beanspruchen können, widmet Kawerau sechs ausführliche Betrachtungen und Beweisführungen, für die wir ihm dankbar sind, wenn auch an sich schon die Funkesche Hilfe der Theosoph. Ges. weder der neuzeitlichen Bibelkritik, noch insbesondere der kirchlichen Entfremdung des Volkes unter dem Rufe: „Die Kirche ist entweder unwissenschaftlich oder sie lügt" zu praktischen Erfolgen in breiteren Volksschichten gedeihen kann. R.

Wartburg-Stimmen August 1904. — Glauben und Wissen von Professor A. Drews in Karlsruhe. Der erste Satz dieser Abhandlung orientiert uns dahin, der religiöse Glaube sei „das Korrelat der Gnade" und in diesem Sinne „der Akt der Erhebung zu Gott". Das Wort „Glauben" bezeichnet auch ein Fürwahrhalten aus bloß psychologischen Gründen, die dem Glaubenden ausreichen, um eine bestimmte Annahme zu vertreten. Diesem Glauben steht das Wissen gegenüber. Der Verfasser verfolgt nun die mehrfachen Theorien, um den Glauben vom Wissen abhängig zu machen: Die von der „doppelten Wahrheit", nach der beide in Widerspruch stehen dürfen, die Scheidung Kants von theoretischer und praktischer Vernunft u. a. Spinoza, Kant, Ritschl werden in die Diskussion hineingezogen und die Übereinstimmung von theoretischem und religiösem Glauben als Ziel der „Erlösungssehnsucht seines eignen Selbst" erfordert, wobei indeß die „Anerkennung, daß das subjektive Selbst zugleich ein objektives, daß mein Selbst, sofern es nach Freiheit verlangt, in Gott, sofern er diese Freiheit mir vermittelt, beide ein und dasselbe Wesen bilden." R.

Natur und Offenbarung. 1904, Heft 8. — J. Reinkes Ansichten über die Deszendenz-Theorie von Dr. W. Bergen. Reinke war, wie uns der vorliegende Bericht über seine Arbeiten auf phylogenetischem Gebiete bekundet, als Professor der Botanik in seinem Werke: „Die Welt als Tat" gegen Darwin wie die früheren Lehrer ähnlicher Systeme, Lamarck, Geoffroy, St. Hilaire u. a. in eingehender Weise zu Prüfungen geschritten, die uns von dem Verfasser in jeder einzelnen These dargelegt und den Gegengründen Reinkes unterzogen werden. An mehreren Stellen wird die sogen. „katholische" Ansicht betont. Der Verf. kennzeichnet Reinkes Ansichten in zwei Sätzen: „Eine phylogenetische Entwickelung hat de facto stattgefunden, und bei derselben sind innere Entwickelungs-Impulse als die Hauptfaktoren maßgebend gewesen, während alles übrige auch Reinke nur Vorstellungen von größerer oder geringerer Annehmbarkeit bleiben, die auch in Zukunftsentdeckungen Modifikationen erfahren können. Das Gehirn ist ihm nur das Organ des Denkens; nur durch einen besonderen Keim, der bei Beginn der Schöpfung in die Materie hineingelegt worden, konnte diese seelische Eigenschaften erlangen. „Der Gegensatz zwischen intelligenten und blindwirkenden Kräften" — so Reinke selbst — „bleibt unüberbrückbar, als ein in der Natur fundamentaler." R.

Natur und Offenbarung. Die Lebenserscheinungen. Eine biologische Studie eines Arztes von Dr. Guido Boll. Die Millionen verschiedener Lebeformen haben drei Eigenschaften, Charaktermerkmale zu eignen, welche sich hinter glänzenden Formen oder auch in Unscheinbarkeit versteckt halten. Verfasser kritisiert diese drei, nämlich: die sog. Elemente der pflanzlichen und tierischen Substanz („es gibt nur eine lebendige Substanz"), ferner: alle Pflanzen und Tiere sind entweder kleine Einheiten oder bestehen aus einer Summe solcher („diese Einheiten, Zellen genannt, haben eine chemisch verschiedene Substanz, welche von Gallerte umgeben ist," wodurch „ein osmo-chemischer Austausch ermöglicht" wird, „der die physische Grundlage des Lebens bildet"), endlich: das dritte Moment der Scheidung lebender von toter Masse ist die Organisation, welche Lebensweise und Gestalt bei Pflanzen wie Tieren bestimmt. „Der Anfang der Organisation ist in dem osmo-chemischen Austausch zwischen Zellkern und Protoplasma gegeben." Mit Hilfe der näheren Bestimmungen der Organismen: ihrer Selbstständigkeit, Abhängig-

keit und Zusammengehörigkeit, zeichnet der Verfasser „die Zusammengehörigkeit zur Genossenschaft“, in der jedes Geschöpf seinen Platz ausfüllt und mit seinem Tode eine Lücke schafft. Aus der Zellenvermehrung und den Zellgruppen stammt das embryonale Leben, wie es unter teilweiser Einwirkung von Äußerlichkeiten von den allgemeinen Umrissen zu speziellen Zügen in Formen sich herausbildet, unter denen dann Varietäten und neue Arten entstehen. Allein „die Geschichte des Menschengeschlechtes lehrt uns keine Abweichung von der „eigenen Art“. Verfasser führt eine reiche Anzahl von Beispielen vor und führt uns zu dem Gedanken der Genossenschaft zurück, indem er mahnt, festzuhalten, „daß Kraft an Stoff gebunden ist und nicht mitgeteilt werden kann, sondern nur die Art der Erregung.“ R.

2. Bücher.

J. Froehlich, Dr. med., Radiumstrahlen. Ein Beitrag zu der Frage: mechanistische oder sittliche Weltanschauung? Stuttg., Chr. Belser, 1904. 52 S. 0,80. — Dieses Heft der Zeitfr. des christl. Volkslebens ist ein Wort zur rechten Zeit; denn die Gegenwart ist sehr dazu angetan, an Hand der neuen Strahlen-Entdeckungen die Grundlagen der mechanistischen Weltanschauung neu zu prüfen, und dazu ist ein Mann wie Dr. F. mit seiner festgegründeten Ansicht vom „Willen zur höheren Einheit“ wie kein anderer berufen. Er erörtert in diesem gehaltvollen Schriftchen zunächst „Ein Drama der Wissenschaft“, wobei er den Anteil von R. Mayer und H. von Helmholtz an dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft bespricht. Des ersteren höherer Standpunkt gipfelt in dem Satz: „Nicht der Haß ist es, was die Welt erhält — es ist die Liebe.“ In einem zweiten Abschnitt bespricht der Verfasser den Begriff der Kraft bei verschiedenen Naturforschern und kommt zu dem Schluß, daß das eigentliche Wesen der Kraft den Willen fordert, welcher die Welt bei ihrer Entwicklung zu einer immer höheren Einheit erhebt. Das Wesen der Kraft ist Polarität, d. h. das Streben der Zweiheit zur Einheit, welche die Vielheit in sich aufnimmt. Solche Kräfte nennt Fr. „primäre“, sie scheinen unmittelbar aus dem Urquell der Weltkraft zu fließen, aber aus ihnen entbindet der Wille neue Kräfte „sekundärer Art“. Jene sind: Schwere, Chemismus, Elektrizität bezw. Magnetismus, vielleicht noch Organisationskraft und Liebe. Die „sekundären“ unselbständigen „Kräfte“ sind: Bewegung, Schall, Wärme, Licht. Diese letzteren entspringen also jenen, sie sind selbst nicht schöpferisch, sondern verzehren sich und ersterben an den Reibungen und Widerständen. Die Frage ist nun, ob dies nicht auch von der „Weltkraft“ und Polarität gilt. In der Tat fordert die mechanistische Anschauung einen endlichen Ausgleich aller Spannungen im Weltall, sodaß dies eine starre, tote, geistlose Masse wird. — Im Anschluß daran bespricht nun Fr. die „Radiumstrahlen“, zeigt, wie ihre Erscheinung der mechanistischen Anschauung widerspricht und entwickelt hochinteressante Ansichten über ihren Zusammenhang mit seiner Ansicht vom Willen zur höheren Einheit, der nie zum Stillstand gelangt, sondern zu immer höheren Bewegungen führt, zu einer Entwicklung im wahren Sinne des Wortes, was die mechanistische Ansicht nicht tut. Der Begriff des Willens fordert einen fortschreitenden Weltprozeß; gleichzeitig wird dadurch aber unsere Weltanschauung zu einer sittlichen. Die Welt wird zu einer göttlichen Idee. Gott ist die Liebe! Von diesem Satz aus wird das Weltgeschehen „zu einer urgewaltigen, sittlichen Bewegung aus Gott, in Gott und zu Gott.“ — Das sind große Gedanken, sie stehen so hoch über der mechanistischen Weltanschauung wie die Liebe über dem Haß. Wir sind dem Verfasser herzlich dankbar für diese Gabe und wünschen der Schrift viele verständnisvolle Leser, freilich, es ist keine ganz leicht verständliche Alltagsware. Dt.

G. Graue, D. theol., Selbstbewußtsein und Willensfreiheit. Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn, 1904. 189 S. 3,20 Mk. — Ausgehend von der Überzeugung, daß geschichtliche Forschung und vor allem die Religionsgeschichte allein nicht das Wesen des Christentums feststellen können, sondern daß dazu auch eine Erfahrung nötig ist,

untersucht der Verf. Selbstbewußtsein und Willensfreiheit als die Grundvoraussetzungen der christl. Lebensauffassung in ansprechender Weise. G.

W. Schmidt, Prof. D., Der Kampf der Weltanschauungen. Berlin, Trowitzsch u. Sohn, 1904. 281 S. 3,60 Mk. — Eine kritische Betrachtung der Anschauungen von Comte, Büchner, D. F. Strauß, Feuerbach, Darwin, Haeckel, J. Hart, F. A. Lange, bei welcher die betreffenden ausgiebig selbst zum Worte kommen. Sehr empfehlenswert. G.

A. Winnecke, Pfarrer, Was ist Innere Mission? Straßburg, Ev. Gesellsch. 1904. 30 S. 0,60 Mk. — Eine kurze und gute Orientierung über die Frage des Themas.

H. Habenicht, Der größte Gewissenskonflikt aller Zeiten: moderne Naturethik und Christentum. Gotha C. Gläser, 1904. 24 S. 0,60 Mk. — Der Verf. macht manche gute Bemerkung gegen den modernen Monismus und die „Naturethik", deren Gegensatz zum Christentum er scharf hervorhebt. Allein er selbst weiß auch kein anderes Mittel zur Besserung als — Selbsterlösung. Wie weit die Menschheit damit kommt, sollte ihm doch ein Blick auf sie und ihre Geschichte zeigen. Wenn er sich gegen die Wunder Christi ausspricht, so scheint er damit doch einen falschen Standpunkt einzunehmen, und wenn er sagt, die Jünger hätten sie, freilich in guter Absicht, erfunden, so scheint er die Bibel lange nicht gelesen zu haben; denn aus deren naiven Schilderung geht sicherlich das eine hervor: entweder Wahrheit oder Selbsttäuschung, nicht aber bewußte Täuschung. Dt.

L. Stählin, Lic. theol., Über den Ursprung der Religion. München, 1905. C. H. Beckscher Verlag. 35 S. 0,80 Mk. — Ein sehr empfehlenswerter Vortrag, welcher nachweist, daß die erste für uns erkennbare Form der Religion ein reinerer Monotheismus war und daß das Gottesbewußtsein schon ursprünglich mit dem Selbstbewußtsein gegeben war. G.

H. Gallwitz, Die Grundlagen der Kirche. Eisenach, Thüring. Verlags-Anstalt. 223 S. 6,50 Mk. — Eine recht beachtenswerte und anregende Schrift, sie behandelt in drei Kapiteln Schöpfung und Vorsehung, Sünde und Erlösung, Heiliger Geist und christliche Kirche. Gegenüber modern-germanischen Bestrebungen, betont u. a. der Verf. die große Bedeutung Israels für die Heilsgeschichte. G.

Ph. Bachmann, Die Sittenlehre Jesu und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Leipzig, A. Deichert's Nachf. (G. Böhme) 1904. 60 S. 1,20 Mk. — Nach einer kurzen Darlegung des eigentümlichen Inhalts der Sittenlehre Jesu wird die von Prof. A. Ladenburg hinsichtlich der Sorge für die im Kriege Verwundeten, der Sklavenbefreiung und der sozialen Fürsorge für den vierten Stand zu Gunsten der Naturwissenschaft gefälschte Buchführung zu Gunsten des Evangeliums mit überzeugender Begründung umgeschrieben und sodann Nietzsche's Tolstoi's, und Naumann's Stellung zur Sittenlehre Jesu sachlich ruhig, klar und eingehend kritisch beleuchtet und dieser ihr Recht gesichert. Recht dankens- und empfehlenswert. H. W.

1. H. Josephson, Kelch oder Kelche? Stuttgart, Greiner und Pfeifer. 1904. 26 S. 40 Pf. — 2. F. Spitta und R. Bürkner, Abendmahlsfeiern mit Einzelkelch. Ihre Notwendigkeit und Gestaltung. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht. 1904. 31 S. 60 Pf. — 3. Gesamtkelch, nicht Einzelkelch! Nr. 5—9. Straßburg. Selbstverlag Jung, St. Peterplatz 5. Flugblätter von 2 und 4 S. — Die Frage, ob Gesamt oder Einzelkelch bei der Abendmahlsausteilung anzuwenden sei, ist keine Glaubensfrage, sondern eine Frage gottesdienstlicher Sitte. Einmal in Fluß gebracht, wird sie ausgetragen werden müssen. In Nr. 1 werden die gesundheitlichen und ästhetischen Gründe, denen noch solche der Barmherzigkeit vom Verfasser angeschlossen werden, soweit sie für den Einzelkelch sprechen, in milder, vornehmer Sachlichkeit vorgeführt, auch die Spuren der Bewegung in früheren Zeiten, darnach die biblisch-dogmatische Seite der Frage erwogen und endlich die bisher schon eingeführten Reformen und die Aussicht der Neuer-

ung für die Zukunft beſprochen. Nr. 2 bringt Aktenmäßiges zur Abendmahls-Hygiene, auch aus Schweden und Aberdeen, Gutachten von Ärzten und Pfarrern, den Entwurf einer liturgiſch reichen Abendmahlfeier mit Einzelkelch, praktiſche Vorſchläge über die zu wählende Form der Einzelkelche, einen Bericht der Kelchfrage im Elſaß und eine Kritik des Gutachtens vom Reichsgeſundheitsamt über die brennende Frage. Vorurteilslos kann man keine der beiden Schriften leſen, ohne von dem guten Recht der Bewegung überzeugt zu werden. Von Nr. 3 beſchäftigt ſich nur das erſte Flugblatt auf einer Seite mit der Frage; die übrigen enthalten ſcharfe Anklagen gegen die liberale Theologie der Straßburger Fakultät in nicht zu billigender Form. H. W

E. Moderſohn, Die Frauen des Alten Teſtaments. Einfache Betrachtungen für einfache Leute. Mülheim a. d. Ruhr, Buchhandlung des ev. Vereinshauſes. 355 S. 3,50 Mk. geb. 4,50 Mk. — Zwar nicht alle, aber die beachtenswerteſten Frauen des A. T. führen die urſprünglich in einem ſchlichten Frauenkreiſe beſprochenen und dann in einem kirchlichen Wochenblatt veröffentlichen Betrachtungen vor vom ſtreng bibelgläubigen Standpunkt, in volkstümlichſter, anſchaulicher Sprache. An die oft phantaſiereich ergänzten Schriftberichte wird aus reicher Lebenserfahrung und durch Beiſpiele belegt allerlei ſittlich und religiös Erbauliches angeknüpft, das enger oder loſer, auch wohl kaum noch mit dem Bibelwort zuſammenhängt, manchmal auch durch deſſen allegoriſche Umdeutung gewonnen wird, wobei faſt alle Seiten des häuslichen und Frauenlebens zur Sprache kommen. H. W.

E. Schrenk, Dein Wort iſt meines Fußes Leuchte. Kaſſel, E. Röttger. 173 S. — 12 Reden des bekannten Evangeliſten, dem ſtillen Waſſer Siloahs gleichend, ſchmucklos und einfach, ohne hinreißende Kraft der Sprache, aber warm und herzandringend, großenteils ohne Einteilung, aber darum nicht ungeordnet. H. W.

Ohly, Hofprediger, Kirche und Gemeinſchaft. Vortrag gehalten auf der Kurmärkiſchen Konferenz zu Potsdam. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes 24 S. 0,40 Mk. — Der Vortrag zeigt das ideale Verhältnis, das zwiſchen Kirche und Gemeinſchaftsbewegung herrſchen ſollte. Kommt die Gemeinſchaftsbewegung ihren hier bezeichneten Pflichten nach, ſo wird die Kirche ihr das Recht einer notwendigen Exiſtenz innerhalb der Kirche nie ſtreitig machen. W.

Fr. Doerne, Pfarrer, Die Bibel als deutſches Volksbuch. C. Ludwig Ungelenk Dresden und Fr. Richters Verlag, Leipzig 1904. 26 S. 0,20 Mk. 100 St. à 0,10 Mk. — Das Dresdener Landeskonſiſtorium hat den Vortrag zur Maſſenverbreitung in den Gemeinden empfohlen.

K. Kühnle, Lehrer, Die Echtheit des bibliſchen Schöpfungsberichtes. Berlin C. 19 Fr. Zilleſſen. 2 Vorträge, 48 S. 0,40 Mk. — Eine dankenswerte Prüfung der von der Naturwiſſenſchaft und Religionsgeſchichte erhobenen Einwürfe gegen den bibliſchen Schöpfungsbericht, die aufs neue dartut, daß die Subſtanz des Chriſtentums gegen alle Einwände der Wiſſenſchaft geſichert iſt. W.

Joh. Claaßen, Die Schöpfung im Lichte des Wortes. Grundlinien zum Schöpfungsſpiegel. Nebſt hundert Sätzen aus J. Böhme, Fr. Baader und L. von St. Martin. Gütersloh, C. Bertelsmann 1904. 95 S. 1,20 Mk. geb. 1,80 Mk. — Eine Symbolik der Natur, ein Verſtändnis derſelben von der Geſchichte des Reiches Gottes her an der Hand des Schriftwortes. Eine geiſtreiche Erneuerung Böhmeſcher und Oetingerſcher Theoſophie, eine lebensvolle und wohltätige Ergänzung der mechaniſchen Naturbetrachtung, deren Einſeitigkeit auf die Dauer nicht genügen kann. W.

A. Walder, Sie müſſen nicht. Ein offenes Wort aus der chriſtlichen Geſellſchaft an Herrn Pfarrer Kutter, den Verfaſſer des „Sie müſſen“. Zürich, Verlag Art. Inſtitut Orell Füßli 1904. 40 S. 1 Mk. — Eine ſcharfe und treffende Widerlegung der Kutterſchen Verherrlichung des ſozialdemokratiſchen Materialismus. Von allgemei-

nerem Interesse ist die Schrift dadurch, daß sie den Irrtum gründlich aufdeckt, daß ein Christ Sozialdemokrat sein könne. W.

L. Tiesmeyer, Die Erweckungsbewegung in Deuschland während des 19. Jahrhunderts. 4. Heft: Baden. Kassel, Druck und Verlag von Ernst Röttger. 87 S. 1 Mk. — Eine würdige Fortsetzung der drei ersten Hefte. Selber von warmem Interesse für die Bewegung erfüllt, erfüllt der Verfasser auch den Leser mit demselben Interesse, mit Zuneigung und Verehrung für die schlichten Helden des Glaubens in einer glaubensarmen Zeit. W.

A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients. Mit 145 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig J. C. Hinrichs. 1904. 383 S. 7,50 Mk. — Wir möchten dieses große Werk als die abschließende Frucht des Babel-Bibel-Streits ansehen, es wiegt die ganze Literatur, die sich um denselben gebildet hat, vielfach auf. Der Verf. ist als Theologe und Assyriologe besonders berufen, zu uns über sein Thema zu reden, und wir folgen ihm um so lieber, als wir überall seine Besonnenheit und ruhige Sachlichkeit erkennen können. Wer sich über das Thema bestens unterrichten will, der greife zu diesem Werk. G.

P. Kropotkin, Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung. Autor. deutsche Ausgabe von G. Landauer. Leipzig. Th. Thomas, 1904. 337 S. 8 Mk. — Eine wunderbare Erscheinung des Büchermarktes! Der bekannte Anarchist Fürst Kropotkin schreibt gegen den Darwinschen Kampf ums Dasein und für das Prinzip der gegenseitigen Hilfeleistung in der Natur. Der Referent hat seit Jahren dasselbe hervorgehoben, daß es nun auch von dieser Seite geschieht, ist ihm ein besonderes Zeichen für seine Wahrheit, die also nicht einmal ein Anarchist leugnen kann. Kropotkin ist ein guter Beobachter der Natur und was er für seine Ansicht aus dem Naturleben anführt, ist vielfach sehr wertvoll, auch die kulturgeschichtlichen Erörterungen des Buches bieten viel Interessantes. Dt.

Fr. von Bodelschwingh, Wie kämpfen wir siegreich gegen die Jesuitengefahr? Bethel, 1904. 39 S. 0,30 Mk. — Ein sehr lesenswertes Schriftchen, in dem der allverehrte Verfasser seine Ansicht dahin ausführt, daß man den Jesuiten gegenüber nicht zu ängstlich sein soll, der Umstand, daß sie wiederkommen, möge uns Evangelische zur Buße und zum Glauben führen, wir sollen unsere Gegner gewiß auch nicht unterschätzen, aber sie mit Waffen des Geistes und Glaubens bekämpfen. Dafür ist freilich auch bei vielen Theologen ein festerer biblischer Standpunkt nötig, und um den werdenden Geistlichen diesen zu geben, erneuert oder eigentlich ändert der Verf. seinen Vorschlag, eine „freie theologische Vorschule“ zu gründen. Wir stimmen dem ehrwürdigen Verf. freudig zu. R.

E. Trommershausen, Prof. Dr., Die wissenschaftliche Berechtigung der christlichen Weltanschauung. Gütersloh, Bertelsmann, 1904. 52 S. 0,60 Mk. — Zwei lesenswerte Vorträge gegen Ladenburg und Haeckel.

B. Keller, Pf., Die Offenbarung des Johannes für bibelforschende Christen. Leipzig, Fr. Richter, 427 S. 3,80 Mk. — Diese eingehende Erklärung der „Offenbarung“ wird dem Bibelleser ebenso gute Dienste leisten wie desselben Verfassers Erklärung des Buches Daniel. R.

K. Laßwitz, Religion und Naturwissenschaft. Leipzig. B. Elischer Nachf. 30 S. 0,60 Mk. — Ein wohltuender Vortrag eines Naturforschers gegen Haeckel und Ladenburg. Er sei unsern Lesern lebhaft empfohlen. Dt.

K. Laßwitz, Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständnis. 2. Aufl. Leipzig. B. Elischer Nachf. 447 S. 6 Mk. — Der Verfasser ist Anhänger Fechners, dessen Schriften er neu herausgab. Die vorliegende Schrift enthält Studien naturphilosophischen Inhalts, die seinen idealen Standpunkt kennzeichnen und des Anregenden viel enthalten, sie sind durchweht von warmer religiös-sittlicher Gesinnung, deren man sich freuen muß, auch wo man abweicht. Dt.

S. Langbein, Bibelbüchlein. Stuttgart. Th. Benzinger. 180 S. 1,60 Mk. — Das Büchlein will ein Hilfsbuch sein zum Verständnis der heiligen Schrift für die Hand des Bibellesers, das ist es auch im besten Sinne. Es bietet kurze Einleitungen über jedes Buch der Bibel, Angabe von Bibelstellen für besondere Lebenslagen usw., Bemerkungen zur Geschichte und Geographie der Bibel usw. R.

Fr. Soddy, Die Entwicklung der Materie enthüllt durch die Radioaktivität. Deutsch von G. Siebert. Leipzig. J. A. Barth, 1904. 64 S. 1,60 Mk. — Eine interessante und leicht lesliche Vorlesung über Radioaktivität, deren mehr naturphilosophische Schlußfolgerungen freilich noch recht hypothetisch sind. Dt.

J. Werner, Irrtümer und Gefahren des Materialismus. Dieses sehr empfehlenswerte Flugblatt unseres verehrten Mitarbeiters eignet sich außerordentlich zu weitester Verbreitung. Man bestellt es bei der Geschäftsstelle des „Reichsboten" Berlin SW. 11 (100 Exempl. 3 Mk., 400 Exempl. 4,50 Mk., 1000 Exempl. 7 Mk. usw.).

E. Hoppe, Die Philosophie Leonhard Eulers. Gotha. F. A. Perthes, 1904. 167 S. 3 M. — Der große Mathematiker Euler war ein gläubiger Christ und hat seine philosophischen Ansichten in zahlreichen Schriften niedergelegt. Es ist ein verdienstvolles Unternehmen sie in einer Schrift zusammenzufassen. Dt.

K. Marxen, Die Sozialdemokratie in ihrer eignen Literatur. Elmshorn. D. Feddersen, 1904. 16 S. — Eine lesenswerte Studie über die Religionsfeindlichkeit der Sozialdemokratie.

Christliche Bühne. 3 Hefte von Dr. J. Lehmannn. Leipzig. Fr. Richter. à 25 Pfg. — Es ist eine sehr empfindliche Lücke der christlichen Literatur, welche diese neuen dramatischen Aufführungen mit Geschick auszufüllen suchen. Wir begrüßen das Unternehmen auch vom apologetischen Standpunkt. Nicht einzusehen ist, weshalb es sich auf Stücke mit nur weiblichen Rollen beschränkt.

E. Gros, Pfarrer, Auf der Dorfkanzel. 3. Band. Berlin, Deutscher Verlag. 152 S. — Ganz außerordentlich ansprechende kurze Betrachtungen und Andachten, die zuerst in der „Deutschen Dorfzeitung" Sohnreys erschienen sind. Dt.

H. Wagner, Pastor, Klar zum Gefecht. Gütersloh. C. Bertelsmann, 1904. 96 S. — Diese „Fingerzeige zur Verteidigung des Christentums gegen die moderne Weltanschauung" sind wirklich gut, gehaltvoll und praktisch und seien daher allen, die apologetisch wirken wollen, bestens empfohlen. Dt.

P. Schanz, Prof. Dr., Apologie des Christentums. 1. Teil: Gott und die Natur. 3. Aufl. Freiburg i. Br. Herders Verl. 1903. 792 S. 10 Mk. — Diese eingehende Apologie des bekannten katholischen Theologen kann auch evangelischen Apologeten bestens empfohlen werden, zumal sie auch die evangelische Literatur anerkennenswerter Weise berücksichtigt und nicht in den Fehler mancher katholischen Apologeten verfällt, einfach von „katholischer Wissenschaft" zu reden und alle Arbeit von evangelischer Seite zu ignorieren. Das Werk bildet in der Tat ein wertvolles Handbuch für jeden Apologeten, wenn er auch hier und da anders stehen wird als der Verfasser. R.



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.